

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kolle . . . . .	323
Reichsfinanzreform. Von Robert Liefmann . . . . .	328
Die lettische Psychose. Von Meinhard von Segeberg . . . . .	336
Münz. Preise. . . . .	342
Ehrenfer. Von M. B. . . . .	346

—  
Nachdruck verboten.  
▼

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin,  
Verlag der Zukunft.

Reichenstraße 10.

1906.

**Bewegung** ist das rationaliste Heilmittel



für  $\frac{9}{10}$  aller Beschwerden und Leiden. In 10 Minuten erzielt man mit

**Sandow's  
Family Gymnastics**

mehr heilsame Körperbewegung als durch stundenlange andere Tätigkeit, und „Zeit ist Geld.“

— Von Aerzten vielfach verordnet und empfohlen. —

Preis M. 16.— complet mit Uebungs-Tabelle.

In den meisten besseren Sport- und Gummi-Geschäften zu haben.

Wo nicht erhältlich weist gern die nächste Bezugsquelle nach:

**Sandow's Own Combined Developer, Hamburg, Bleichenhof Dept. Z.**

Bei **Katarrhen** der Atmungs-Organen  
sowie bei Krankheiten des Magens  
wird

**Namedy**  
Sprudel

als Tafel- u. Heilwasser von den Ärzten  
wegen der günstigen Zusammensetzung  
seiner Mineralsalze aufs wärmste empfohlen.



Berlin, den 3. März 1906.

### Lotte.

Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause; und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorfaal wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blarothren Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab jedem mit solcher Freundlichkeit und jedes ruhte so ungekünstelt sein „Danke!“ indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrot vergnügt entweder wegsprang oder, nach seinem stilleren Charakter, gelassen davonging, nach dem Hofthor zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie hereinbemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperstück zu geben, und sie wollen von Niemandem ihr Brot geschnitten haben als von mir.“ Diese Sätze schrieb, am sechzehnten Junius 1771, der junge Werther an seinen Freund Wilhelm. Hundert Jahre danach schlossen die deutschen Fürsten „einen ewigen Bund zum Schutz des Bundesgebietes und des innerhalb dieses Gebietes giltigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes“. Der Bund erhielt den Namen Deutsches Reich; und in der Urkunde seiner Verfassung, an die Volk und Fürsten gebunden wurden, liest man noch heute: „Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der

Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetz erforderlich und ausreichend. Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. "Jedem mündigen, nicht durch Gerichtsspruch bescholtenen Deutschen ward damals also das Recht zuerkannt, an der Reichsgesetzgebung mitzuwirken; und die so entstandenen Gesetze hat der Bundespräsident, der den Titel Deutscher Kaiser trägt, auszufertigen und zu verkünden. Nun sind wieder fünfunddreißig Jahre verstrichen: und jetzt hat der Kanzler des Deutschen Reiches in öffentlicher Rede sich Lotten verglichen, dem Mädchen von schöner Gestalt, das die hungernden Kinder umdrängen, und diesen Kindern die Schaar deutscher Bürger. Nur von ihm wollen sie Brot; und kein Anderer darf ihnen das Besperstück vom schwarzen Roggenlaib schneiden.

Wenn der Bericht über diese Rede aus Rußland gekommen wäre, hätte ein Hohngelächter geantwortet. So weit haben die Moskowiter es mit ihrer glorreichen Revolution nun gebracht. Dafür hat man gekämpft, sind unzählbare Menschenopfer gefallen. Ein Minister steht auf und vergleicht die Bürger, die nächstens zur Dumawahl schreiten sollen, elf- bis zweijährigen Kindern, deren „Kohnäschen“ den jungen Werther nicht vom Ruß abschreckt; vergleicht sich selbst der Ernährerin dieses Gewimmels, ohne deren sorgliches Warten der Schwarm verhungern würde. Nett, daß Graf Witte (oder Dur-nowo) unseren Goethe kennt. Wer aber ist in dem niedlichen Vergleich denn der Papa, der nach Lottens Abfahrt erst vom Spazirritt nach Haus kommt und dessen Arbeit doch wohl das Brot ins Haus geschafft hat? Etwa Nikolai Alexandrowitsch, der unsichtbare Zar? Der, dünkt uns, hat verdammt wenig zur Wehrung des Volkswohlstandes gethan. Dem könnte man nachrechnen, wie oft er die russische Menschheit auf ihrem Gange gehemmt, in ihrem Streben geschädigt hat. Und hätte er hundertmal besser regirt: darf irgend ein Herrschender sich heute noch den Ernährer des Volkes nennen? Darfs gar ein Minister, der im Volksdienst steht und sein Loß preisen mag, wenn ihm vergönnt ist, der Exponent wichtiger Volkswünsche zu werden? Drüben, hätte man gesagt, gilt noch immer also das Glaubensbekenntniß des Absolutismus. Hätte gegen das Goethecitāt vielleicht Schiller angerufen: „Für despotisch regirte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang.“ Oder Montesquieu: *Il n'y a point de plus cruelle tyrannie que celle que l'on exerce à l'ombre des lois et avec les couleurs de la justice.* Oder Junius: „Der König und seine Lords sind nicht die Besitzer, sondern die Bevollmächtigten des Staates. Das Erbgut gehört uns und sie dürfen es weder veräußern noch ver-geuden.“ Oder Macaulay: „Kluger Tyrannen haben sich stets bemüht, ihrem gewaltthätigen Handeln populäre Formen zu geben.“ Oder Ginen von 48.

Doch die Rede ist in Berlin gehalten worden und der Deutsche hat kaum noch Lust, an die Kritik landsmännischer Ministerreden seine Zeit zu verschwenden. Das Unwahrscheinlichste ist da längst ja Ereigniß geworden. Wir stehen vor der Gefahr eines Wirthschaftskrieges mit den Vereinigten Staaten, deren Stolz deutsche Schmeichelreden noch über die Kraft hinaus gesteigert haben. Der preussische Handelsminister erhebt sich und spricht: Wir sind auf die amerikanische Union angewiesen, denn wir können ohne ihre Baumwolle und ihr Kupfer nicht leben. Die Rede wird im Reichstag „höchst unpassend“ genannt, wird von ein paar Aufrechten hart getadelt. Niemand aber fordert, daß ein Minister sofort entamtet werde, der nicht ein Kederchen eines Politikers hat und nicht einzusehen vermag, welches Unheil er stiftet, wenn er über den Ozean schreit: Wir sind machtlos gegen Euch, sind ohne Eure Produkte verloren und Ihr könnt uns nach Willkür deshalb die Bedingungen künftigen Wirthschaftsverkehres vorschreiben! Niemand. Wozu auch? Daß dieser Minister dem Pflichtenkreis seines Amtes so fremd ist wie ein Husarenlieutenant der Aufgabe, die Effektenabtheilung einer Großbank zu leiten, weiß Jeder, wußte der Unselige selbst, als er sich gezwungen wähnte, das Abenteuer solcher Ministerschaft zu wagen. Wir können ihn nicht wegbringen (wirklich nicht?), also dürfen wir ihn auch nicht ärgern, sondern müssen versuchen, ihn für unser Interesse zu fördern, und hoffen, daß er sich nach und nach einarbeiten wird. Und der Kanzler? Wo ist denn ein besserer, einer, der mit dem Kaiser behaglicher auskäme? Der Vergleich mit Lotte war ja nicht klug. Schließlich ward aber nur eine Rede; und bei uns wird heutzutage so viel geredet, daß verständige Leute sich schon lange abgewöhnt haben, darauf noch zu hören.

Das ist die Ansicht des ruhigen Bürgers, der seinem Gewerbe nachgeht und jeden Morgen Gott dankt, daß er nicht fürs Reich zu sorgen braucht. Einiges aber ließe sich vielleicht doch dagegen sagen. Wenn das Volk nicht die Kraft hat, sich tüchtige Minister zu schaffen und untüchtige zu beseitigen, dann ist Alles, was in Parlamenten und Presse getrieben wird, unersprißliches Geckenpiel. Wenn unter deutschen Staatsmännern und Diplomaten kein stärkerer zu finden ist als der für das deutsch-amerikanische Handelsprovisorium und die Konferenzoperette verantwortliche, dann mögen Balkankönige über unsere Armsüßigkeit lächeln. Wenn dieser Mann aber, in einer nicht improvisirten, sondern bei der Lampe vorbereiteten Rede, behauptet, er und die mit und unter ihm Regirenden schaffen dem Volke Brot, er werde von den nach Nahrung gierigen Klassen umdrängt, die nur von seiner Hand ihren Hunger gestillt wünschen, dann muß ihm lautgeantwortet werden. Ob er sich nicht über seinen Liebreiz täuscht, ob Alle, ob auch nur Viele ihn im Bilde des Mädchens von

schöner Gestalt wiedererkennen würden, mag zweifelhaft bleiben. Doch ganz sicher täuscht er sich über Umfang und Begrenzung der ihm zugewiesenen Aufgaben. Er hat nicht mit Kindern zu thun, sondern mit erwachsenen Menschen, mit einem Volk, das sich die Volljährigen gebührenden Rechte in schweren Kämpfen erstritten hat. Nicht von ihm und nicht von seinen Leuten erwartet die Nation Brot; auch nicht, daß diese durchlauchtigen und excellenten Herren je nach Alter und Appetit die Schnitten abmessen und vertheilen. Sie ist schon sehr zufrieden, wenn die Regirenden sie nicht hindern, sich selbst ihr Brot zu erwerben. Das gilt sogar von den Zeiten starker und kluger Regierung. Bis:marcks Genie hätte einem minder tüchtigen Volk nicht viel zu wirken vermocht; daß es gegen eine Welt von Widerständen sein Planen so schnell durchsetzen konnte, dankte es der nationalen Leistung, der Gemüthskraft, dem trohigen Muth, der zähen Beharrlichkeit des Industriellen und Händlers, des Gelehrten und Arbeiters. Danke es ihr aufrichtig. Hat ein Regirender in Rheinland, Westfalen, Schlesien die Bodenschätze gehoben, die Deutschland reich gemacht haben, den Bund zwischen Laboratorium und Fabrik geschlossen, durch den die Machtstellung deutscher Industrie möglich wurde, die Handelsstädte zur Blüthe gebracht und die Wege ausgekundschaftet, auf denen das Produkt deutschen Fleißes in der Fremde Absatz suchen konnte? Sein höchster Ruhmes- titel war erreicht, wenn man ihm nachsagte, er habe für die Vorbedingungen solchen Wagnisses gesorgt. Und heute? Hört man nicht von allen Seiten, von ernstern, der Regierung nur allzu willfährig ergebenden Männern über die Hin- dernisse klagen, die das unstete Schalten der „Maßgebenden“ ihnen bereitet? Gewiß war es nöthig, die Landwirthschaft (die nicht, wie der Kanzler meint, das „Sorgenkind“, sondern die Amme des Staates ist) das Leben zu erleich- tern. Als man sich aber in den neunziger Jahren strupellos zu der Wirthschaft- politik des Caprivimus entschloß, nährte man Exporthoffnungen, die nun, da die Richtung des Weges geändert wird, schlimm enttäuscht werden können. Hat der Kanzler, der die Konsequenzen zwölfjähriger Wirthschaftsgestaltung nicht sah, etwa Denen das Vesperstück geschnitten, die schon jetzt nicht mehr wissen, wo sie im nächsten Jahr ihre Waare lohnend verwerthen sollen? Ist er Denen Vorsehung und Nothhelfer, die seit bald einem Jahr all ihre Berechnungen vereitelt sehen, weil er in der internationalen Politik so unglücklich war, daß zum ersten Mal wieder die Furcht vor einem europäischen Krieg aufkam, zum ersten Mal die Frage erörtert wurde, ob einer Koalition einst gelingen könne, Deutschland einen beträchtlichen Theil der Weltmärkte zu sperren? In diesem Jahr ist, nur durch die Angst vor politischen Konflikten, mehr deutsches Ka- pital verloren worden, als der Handel mit Marokko in Menschenaltern ein-



## Reichsfinanzreform.

Die Reform der Reichsfinanzen ist in der wissenschaftlichen Literatur und in der Presse schon so oft erörtert worden, daß Neues kaum mehr darüber zu sagen ist. In der Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit stimmen alle Sachverständigen überein; kaum zwei aber können sich über die Art der Durchführung einigen. Die Nothwendigkeit ergibt sich, wenn man die Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben im Deutschen Reich vergleicht. Immer weniger genügten die ordentlichen Einnahmen zur Deckung der Ausgaben, immer mehr mußte das Reich andere Deckungsmittel heranziehen. Als solche kamen zunächst die Matrikularbeiträge in Betracht. Die Einzelstaaten hatten nach Artikel 70 der Verfassung, „so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind“, für alle Ausgaben aufzukommen, die nicht aus dem Ertrag der Zölle, der gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und der aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden Einnahmen gedeckt werden können. Diese Verhältnisse haben mit dazu beigetragen, die Verbündeten Regierungen zu einer Reform zu drängen. Denn eine geordnete Finanzverwaltung der Einzelstaaten wurde durch die jährlich stark wechselnden Anforderungen des Reiches für Matrikularbeiträge und durch die Unsicherheit darüber, wie sich Beitragsforderungen und Ueberweisungen des Reiches zu einander verhalten würden, außerordentlich erschwert. Das wäre noch fühlbarer geworden, wenn wirklich die ganze Differenz zwischen Ausgaben und Einnahmen des Reiches von den Einzelstaaten durch Matrikularbeiträge aufzubringen gewesen wäre. Thatsächlich aber pflegte die Reichsfinanzverwaltung seit längerer Zeit einen großen Theil der jährlichen Ausgaben durch Anleihen zu decken. Sie ging dabei nicht selten über das nach den Grundzügen gesunder Finanzwirthschaft erlaubte Maß hinaus, wonach ordentliche wiederkehrende Ausgaben auch durch regelmäßige Einnahmen zu decken sind. Nicht nur zur Deckung eines einmaligen außerordentlichen Bedarfes wurden Anleihen aufgenommen, sondern vielfach auch zur Bestreitung von Ausgaben, die als jährlich wiederkehrend angesehen werden mußten, wie gewisse Ausgaben der Heeres- und Marineverwaltung. Durch diese Finanzpolitik wurden zwar die Einzelstaaten von der Matrikularbeitragspflicht etwas entlastet, die Reichsschuld stieg aber, namentlich seit Ende der neunziger Jahre, ungemein schnell (sie beträgt heute ungefähr  $3\frac{1}{2}$  Milliarden Mark) und damit natürlich auch das Zinsenerforderniß, so daß jetzt etwa 113 Millionen Mark allein für Zinsen alljährlich aufzubringen sind.

Das Reich war, wie schon angedeutet, in diese ungünstige Finanzlage gekommen, weil der gewaltigen Vermehrung seiner Ausgaben, namentlich für Heeres-, Flotten- und Kolonialzwecke, nicht eine ausreichende Vermehrung der Einnahmen entsprach. Die Einnahmequellen des Reiches, die Zölle, die großen



Verbrauchssteuern auf Salz, Zucker, Tabak, Branntwein und Bier, die Erwerbseinkünfte aus Post, Eisenbahnen, Bankwesen u. s. w. sind nämlich so beschaffen, daß man sie nicht ohne Weiteres erhöhen und dem wachsenden Bedarf anpassen kann. Dem Steuersystem des Reiches fehlt also ein bewegliches Element, eine Gruppe von Steuern, die bei wachsenden Anforderungen erhöht werden können und dann reichere Erträge abwerfen. Die indirekten Steuern, zu denen die großen Verbrauchssteuern auf wichtige Genußmittel gehören, sind für diesen Zweck nicht brauchbar, denn einer Erhöhung des Steuerfußes folgt hier unter Umständen eine Verminderung des Konsums, die der Erhöhung der Steuererträge entgegenwirkt. Auch belasten diese Steuern stets die ärmeren, minder leistungsfähigen Klassen relativ stärker als die reicheren und steuerkräftigeren. Die Zölle aber waren und sind durch Handelsverträge festgelegt. Sie sind überhaupt zu einem großen Theil nicht in erster Linie als Einnahmequelle gedacht. Das gilt noch mehr von den erwerbswirtschaftlichen Einkünften des Reiches. Schon lange vernehmen wir deshalb die Forderung, man möge dem Einnahmesystem des Reiches ein bewegliches Element hinzufügen, ein Steuer, deren Sätze man bei steigendem Bedarf erhöhen kann, ohne daß sich die erwähnten Nachteile der Verbrauchssteuern ergeben. Ein solches bewegliches Element sind nun die direkten Steuern, ist namentlich ihre wichtigste Form, die allgemeine Einkommensteuer. Das Verlangen nach einer Reichseinkommensteuer ist daher alt. Die Einführung direkter Reichssteuern wäre auch nicht nur erwünscht, sondern sogar ein Gebot gerechter Steuervertheilung, wenn das Reich die einzige Steuerhoheit in der deutschen Volkswirtschaft wäre. Aber da sind noch die Einzelstaaten, die ältere Rechte an die deutschen Steuerzahler haben. Die direkten Steuern bilden die Grundlage ihres Steuersystems; nach und nach wurden in den Einzelstaaten die Ertragssteuern durch die allgemeine Einkommensteuer und eine das fundirte Einkommen stärker belastende Vermögenssteuer ersetzt.

Nun war der Bedarf des Reiches ursprünglich gering. Man wollte es auch gar nicht finanziell selbständig machen; die Matrikularbeiträge, die, nach der Verfassung, die Bundesstaaten zu leisten hatten, sollten für sie ein Mittel sein, das Reich finanziell in Abhängigkeit zu halten. Auch dem Reichstag war dieser Zustand erwünscht, weil die Bedeutung seines Einnahmehewilligungsrechtes sich verringert hätte, wenn dem Reich von vorn herein bestimmte Steuern zur Verfügung gestanden hätten. Als daher 1819, nach dem Uebergang zum Schutzzollsystem und der Erweiterung der allgemeinen Verbrauchssteuern, eine starke Vermehrung der Einkünfte aus diesen Quellen zu erwarten war, wurde durch die sogenannte Frankenstein-Klausel (§ 7 des Zollgesetzes vom neunten Juli 1879) bestimmt, daß von dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuern nur 130 Millionen Mark jährlich an das Reich fallen, die Ueberschüsse, nebst

den Erträgen der Reichstempelabgaben und der Branntweinsteuer, den Einzelstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit der sie auch zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden, zufließen sollten. So sind auf der einen Seite Ueberweisungen vom Reich an die Einzelstaaten, auf der anderen Matrikularbeiträge der Einzelstaaten an das Reich eine ständige Einrichtung geworden. Die Höhe beider Zuwendungen hat sehr gewechselt. Wie ungünstig dieses System auf die Finanzwirtschaft der Einzelstaaten gewirkt hat, ist bekannt; unbestritten auch die Tatsache, daß die Verteilung nach der Kopfszahl ungerecht ist. Das System der Matrikularbeiträge und Ueberweisungen hat dann durch die Landesgesetze von 1896 und 1900 und durch die „Kleine Reichsfinanzreform“ des Freiherrn von Stengel 1904 mehrfache Wandlungen erfahren. Jeder Versuch, die Matrikularbeiträge abzuschaffen, ist aber gescheitert und mußte, aus den angeführten Gründen, scheitern.

Daß das Reich bisher in der direkten Besteuerung nicht neben die Einzelstaaten getreten ist, sondern sich darauf beschränkt hat, neben den Zöllen wenigstens einen Theil der großen Verbrauchssteuern für sich in Anspruch zu nehmen und einheitlich zu organisieren, ist auch finanztheoretisch wohlbegründet. Denn für die großen Verbrauchssteuern war eine einheitliche Gestaltung für das ganze Reichsgebiet besonders erwünscht. Auch heute hält die finanzwirtschaftliche Theorie im Allgemeinen für das beste Verhältnis eins, das dem Reich die indirekten Steuern und die Zölle, den Einzelstaaten die direkten Steuern als Einnahmequelle zuweist. Das ist in der Praxis aber nicht ganz zu erreichen, denn auch in den Einzelstaaten gelten noch verschiedene Verbrauchssteuern und bei dem wachsenden Bedarf des Reiches müßte die Bevölkerung schließlich allzu schwer mit indirekten Steuern belastet werden. Da diese aber die ärmeren Klassen relativ stärker treffen, ergiebt die Beschränkung des Reiches auf Verbrauchssteuern ein in hohem Grade unsoziales Steuersystem. Die schon in einem Einheitsstaat schwierige Aufgabe, direkte und indirekte Steuern so mit einander zu verbinden, daß die Gesamtbelastung der einzelnen Personen den Grundsätzen der Gerechtigkeit entspricht, ist im Deutschen Reich, wo zwei koordinierte Staatsgewalten sich über ihre Steuerrechte einigen müssen, natürlich noch weniger leicht zu bewältigen.

All diese Gründe zwangen die Reichsverwaltung, jetzt, wo es sich um eine Vermehrung der Einnahmen handelt, sich nicht mit einer bloßen Erhöhung der schon vorhandenen Steuern zu begnügen, sondern auch neue zu suchen. Sie wählte zunächst die Erbschaftsteuer, deren Stellung im Steuersystem bestritten ist. Von Manchen wird sie als eine direkte Steuer aufgefaßt und der Einkommen- und Vermögenssteuer angegliedert; richtiger bezeichnet man sie wohl als Verkehrssteuer, weil sie im Augenblick des Besitzüberganges erhoben wird. Immerhin ergiebt sich eine sehr enge Beziehung zur Einkommen- und

Vermögenssteuer, da die allgemeine Erbschaftsteuer das beste Mittel ist, die richtige Besteuerung des Einkommens und Vermögens nachträglich zu kontrolliren. Das wird bei der geplanten Steuer auch möglich bleiben; denn den Einzelstaaten, die diese Steuer erheben, ist nicht verwehrt, Zuschläge zu den Sägen des Entwurfes einzuführen und die Steuer auch auf Abkömmlinge und Ehegatten, die der Entwurf freiläßt, auszudehnen. Ueberhaupt wird diese Steuer gewissermaßen nur subsidiär für das Reich in Anspruch genommen. Sie soll das bewegliche Moment im Steuersystem schaffen und an das Reich soll nur der Theil ihres Ertrages fallen, der zur Deckung des ordentlichen Ausgabenbedarfes nöthig ist, wenn die anderen Einnahmequellen nicht ausreichen. Den einzelnen Bundesstaaten muß aber mindestens ein Drittel ihrer Roheinnahmen an Erbschaftsteuer bleiben. Das Gesetz soll 72 Millionen Mark einbringen, wovon die Einzelstaaten also mindestens 24 behalten. Durch die Heranziehung der Abkömmlinge und Ehegatten würde der Ertrag um mindestens 30 bis 40 Millionen gesteigert werden. Daß der Reichstag, statt anderer Steuern, diese Heranziehung beschließt, ist noch möglich. Dem Umstand, daß die Landwirtschaft durch Erbschaftsteuern verhältnißmäßig stärker betroffen wird als der mobile Kapitalbesitz, muß dann Rechnung getragen werden, wie der Entwurf es auch beim Anfall eines land- und forstwirtschaftlichen Grundstückes an Eltern und Geschwister schon thut. Jedenfalls ist die Erbschaftsteuer, wenn die indirekten Steuern nicht genügen, zur Vermehrung der Reicheinnahmen besonders geeignet, weil sie bisher von den meisten Einzelstaaten (und gerade den größten) über Gebühr vernachlässigt worden ist. Ihr am Nächsten steht die Wehrsteuer, die von der Regierung leider nicht in ihr Programm aufgenommen worden ist. Daß eine solche Abgabe ungerecht sei, kann man gewiß nicht behaupten; denn sie ist nur von Denen zu leisten, die von den Aufwendungen für den Militärdienst befreit sind. Die Regierung hat wohl die Schwierigkeit der Durchführung gescheut; diese Schwierigkeit ist, wie das Beispiel Oesterreichs und der Schweiz zeigt, aber nicht unüberwindlich.

Die Reichsverwaltung hat aber auch auf eine Erhöhung der schon bestehenden indirekten Steuern nicht ganz verzichtet. Die Biersteuer soll 64 Millionen mehr als bisher bringen. In dem System der Getränkesteuern kämpfen technische und praktische Erwägungen wider einander. Eigentlich sollte von den alkoholischen Getränken das Bier, das an Alkohol ärmste, billigste und nahrhafteste, die niedrigste, der Wein, der mehr Alkohol enthält und sich eher dem Luxusbedarf nähert, eine höhere, der schädliche Branntwein aber die höchste Steuer tragen. Im Interesse der Landwirtschaft wird bei uns, im Vergleich mit vielen anderen Staaten, der Branntwein aber relativ niedrig besteuert. Der Wein ist in Preußen, dem Hessen, der Roth gehorchend, folgen mußte, im Interesse der vielen kleinen Winzer überhaupt steuerfrei. Verhältnißmäßig

am Höchsten wird in Deutschland das Bier besteuert; doch ist die Belastung sehr ungleich. Baden und Elsaß-Lothringen, die die höchste Steuer haben, 2,50 Mark pro Hektoliter, Bayern und Württemberg etwas weniger, die Norddeutsche Braussteuergemeinschaft aber noch nicht 80 Pfennige. Danach ist die beträchtliche Erhöhung, die die Finanzreform in der Norddeutschen Braussteuergemeinschaft vorgesehen hat, wohl berechtigt, zumal in Süddeutschland trotz den hohen Sätzen ein Rückgang des Konsums nicht eingetreten ist. Die Steuer soll, wie in Süddeutschland, die kleinen Brauereien mit wesentlich geringeren Sätzen belasten.

Auch die geplante Erhöhung der Tabaksteuer ist theoretisch unbedingt gerechtfertigt. Denn der Tabak ist als Gegenstand des allgemeinsten und verbreitetsten Luxuskonsums vielleicht das beste Objekt indirekter Besteuerung. Im Verhältnis zu seiner Steuerfähigkeit ist der Ertrag des deutschen Konsums aber sehr gering. Die Tabaksteuer bringt nur 12 Millionen Mark ein; wozu allerdings noch der Betrag der Zölle kommt. Tabaksteuer und Zoll belastet in Frankreich die Bevölkerung um mehr als das Sechsfache, in England um das Fünffache schwerer als in Deutschland. Nur bei uns giebt es noch die Rohmaterialsteuer, die in den meisten Fällen als Gewichtsteuer, daneben als Flächensteuer vom Pflanzler erhoben wird; diese Steuerform ist so unvollkommen, daß sie eine beträchtliche Erhöhung der Erträge nicht erzielen kann. Der Uebergang zur Fabrikationsteuer wäre erwünscht und wohl auch schon beschlossen, wenn die Tabakindustrie sich nicht an die alte Steuerform gewöhnt hätte. Der Entwurf bringt aber eine Erhöhung der Gewichts- und Tabakflächensteuer und vor Allem eine Erhöhung der Zollsätze für die verschiedenen Tabaksorten. Dazu kommt als neu eine Cigarettensteuer; das Cigarettenpapier soll Stempelsteuer tragen, der Zoll auf ausländische Cigaretten von 270 auf 1200 Mark für den Doppelcentner erhöht werden und der Komplex dieser Steuern und Zölle die Einnahmen um 43 Millionen erhöhen.

Das stets beliebte Gebiet der Verkehrssteuern bleibt auch diesmal nicht unbeachtet. Zu den Wechsel- und Effektenstempeln kommen solche auf Frachturkunden aller Art (bisher waren nur im Verkehr mit dem Ausland Frachturkunden stempelpflichtig), Quittungen, Personalfahrkarten für inländische Eisenbahnen und Dampfschiffe; auch das dem Personentransport dienende Automobil soll besteuert werden. All diese Steuern, vielleicht mit Ausnahme der Automobilsteuer, sind als kleinliche, den Verkehr beschränkende und den Mittelstand schädigende Maßregeln zu verwerfen. Mit der größten Entschiedenheit der Stempel, der von allen Quittungen über einen Betrag von mehr als zwanzig Mark zehn Pfennige eintragen soll und dessen Erhebung die meisten Postanweisungen um fünfzig Prozent verteuern würde. Etwas anders verhält es sich mit der „Erlaubniskarte für Kraftfahrzeuge“. Hier ist die Grundtaxe nach der Größe der Automobile abgestuft und der Zuschlag wird nach

der Zahl der Pferdekräfte bemessen. Diese Steuer, die auch für ganz große Automobile nur höchst selten über 400 Mark jährlich betragen wird, ist im Verhältniß zu den Anschaffungs- und Betriebskosten so gering, daß sie das Wachstum der Automobilindustrie nicht hemmen kann. Aber sie ist eine Luxussteuer und es wäre vielleicht richtiger, diese Besteuerungart den Einzelstaaten und Gemeinden zu überlassen, von denen manche ja schon jetzt Equipagen, Kutschpferde und andere Luxusgegenstände besteuern.

Diese Aufzählung der Steuerpläne spricht deutlich genug gegen die Behauptung des Reichsfinanzsekretärs, daß die Vorlage ein organisches Ganzes sei, aus dem man nicht einen Stein herausnehmen dürfe, ohne einen Zusammenbruch des Ganzen befürchten zu müssen. Offenbar hat Willkür und Opportunismus die Steuern zusammengebündelt und der Reichstag könnte ruhig einzelne aus dem Bündel nehmen und durch andere, die ihm zweckmäßiger scheinen, ersetzen. Ob er es thun wird: darüber möchte ich in diesem Stadium keine Vermuthung mehr äußern. Die besten Aussichten hat die Reichserbschaftsteuer; die heftigste Agitation wendet sich gegen die Bier- und Tabaksteuer, namentlich gegen die Absicht, den inländischen Tabak höher zu besteuern; die Wehrsteuer wird von vielen Seiten gefordert und würde, wenn die Reichstagsmehrheit sie vorschlägt, vom Bundesrath wohl nicht abgelehnt werden. Gegen die Reichseinkommen- oder Vermögenssteuer, die besonders laut von den Sozialdemokraten, aber auch von Liberalen und Centrumsmitgliedern gewünscht wird, wehren sich die Einzelstaaten entschieden und der Finanztheoretiker muß ihnen Recht geben. Immerhin kann die Frage gestellt werden, ob nach den vorgeschlagenen Reformen das Verhältniß zwischen direkten und indirekten Steuern und die Gesamtbelastung der Steuerträger durch beide auch nur einigermaßen den Anforderungen der Gerechtigkeit entspräche, ob nicht namentlich durch die Erhöhung der Biersteuer das Verhältniß weiter zu Ungunsten der ärmeren Klassen verschoben würde und ob die Erbschaftsteuer in ihrer geplanten Form wirklich ein genügendes Gegengewicht böte. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus wäre die Erweiterung der Erbschaftsteuer zu einer, die auch Abkömmlinge und Ehegatten mit niedrigen Sätzen belastet, kleine Vermögen ganz freiläßt, große aber stärker heranzieht, ernstlich zu fordern.

Von konservativen Abgeordneten wird vielfach eine Erhöhung der Börsensteuer vorgeschlagen. Daß Umsatz und Emission von Aktien und Schuldverschreibungen an sich eine höhere Steuer tragen könnten, scheint mir trotz Allem, was dagegen geschrieben wurde, zweifellos. Aber man muß bedenken, daß die Spekulation durch solche Belastung ins Ausland getrieben und die volkswirtschaftlich wichtige Stellung unserer Börsen als Centralmärkte des Geld- und Kapitalverkehrs zu Gunsten des Auslandes geschwächt würde.

Auch eine Reichswarenhäusersteuer ist vorgeschlagen worden. Schon die

einzelstaatlichen Waarenhaussteuern sind aber, wenn sie über eine bloße stärkere Heranziehung des Großbetriebes hinausgehen, und durch ihre Form der Belastung nach dem Umsatz sicherlich ungerecht. Gerecht und erwünscht wäre nur, alle Großbetriebe stärker als bisher zu den allgemeinen Gewerbesteuern heranzuziehen. Da diese aber den Einzelstaaten und den Kommunen überlassen sind, so kann die Finanzwissenschaft einer Steuer, die nur die Waarenhäuser (in der höchst willkürlichen Abgrenzung dieses Begriffes) von Reiches wegen belastet, unmöglich zustimmen.

Nach dem früher Gesagten scheint vollkommen berechtigt, daß im Reichstag von verschiedenen Seiten die Steuerfreiheit des Weines in Preußen getadelt wurde. Eine Reichsweinsteuer in Form der Versandsteuer, die eventuell die billigsten Weine ganz frei ließe, die theuren aber höher belastete, würde auch den Grundätzen gerechter Besteuerung entsprechen. Denn sie würde viel weniger als andere Verbrauchssteuern die großen Massen treffen, viel mehr den Charakter einer Luxussteuer haben. Auch die von Manchen geforderte Erhöhung der Branntweinsteuer ist wegen der Steuerfähigkeit dieses Produktes und ganz besonders vom Standpunkte des Alkoholgegners aus berechtigt. Die Regierung erklärte aber, das Brennereigewerbe nicht schon wieder durch eine Steueränderung benurhigen zu wollen. Immerhin dürfte, wenn die agrarischen Interessen es nicht verhindern, eine Aenderung und Erhöhung der Steuer hier nur eine Frage der Zeit sein.

Beachtung verdienen noch die Vorschläge, einen Ausfuhrzoll auf Kohle und Kali zu legen. Deutschland, sagt man mit Recht, ist der einzige Kaliproduzent und das Ausland fordert ihm steigende Mengen dieser Waare ab. An sich wäre gegen einen solchen Ausfuhrzoll als reinen Finanzzoll nichts einzuwenden; aber unser Kalibehuf ist doch kein Monopolgut, weil leicht andere Düngemittel als Ersatz gewählt werden können, wenn wir dem Auslande den Bezug vertheuern. Auch könnten namentlich die Vereinigten Staaten, unser größter Abnehmer von Kali, Repressalien beschließen und uns, zum Beispiel, den Bezug von Kupfer und Baumwolle, auf den wir angewiesen sind, durch Ausfuhrzölle vertheuern. An die Erschöpfung unserer reichen Kalilager ist nicht zu denken. Was Deutschland an Kali exportirt, ist reinen Gewinn für unsere Volkswirtschaft; je mehr dieser Export wächst, desto besser also für uns. Auch die Erschöpfung der Kohlenlager braucht uns heute nicht zu schrecken; aber auch hier wären Repressalien zu fürchten. Außerdem sichert die Kohlenausfuhr uns die gleichmäßige Produktion; ein Zoll, der die Ausfuhr auch in ungünstigen Zeiten einschränkte, würde uns bei einer neuen Hochkonjunktur eine viel schlimmere Kohlennoth bringen als der Winter 1899. Man darf einen Kohlenausfuhrzoll deshalb höchstens als eine vorübergehende Maßregel empfehlen, die in Zeiten der Hochkonjunktur uns zunächst die Versorgung des Inlandes sichert.

Auf welchen Wegen sich nun auch das Reich die nöthigen Mittel herbeischaffen mag: jedenfalls darf die Reichsschuld nicht in der bisher üblichen Weise vermehrt werden. Der Entwurf sieht von 1907 ab eine Tilgung von jährlich  $\frac{2}{3}$  Prozent vor; die dazu erforderlichen Beträge sollen alljährlich in den Etat eingestellt werden. Auch solche Tilgungbestimmungen bleiben aber werthlos, wenn die Reichsschuld im bisherigen Tempo vergrößert wird; die Einführung der Tilgungspflicht kann sogar zu noch größerer Sorglosigkeit verleiten. Wie die Verhältnisse bei uns in Deutschland liegen, ist an ein erhebliches Steigen der Staatsrentenkurse in absehbarer Zeit nicht zu denken. Industrie und Handel entwickeln sich so intensiv, daß das in unserer Volkswirtschaft verfügbare Kapital stets voll für sie in Anspruch genommen wird und größere Anleihen nur den allgemeinen und damit auch den Staatskredit vertheuern. Daß unser Kapitalreichtum noch immer nicht an den der Vereinigten Staaten, Englands und Frankreichs heranreicht, hat der Reichsschatzsekretär selbst mit Recht hervorgehoben. Durch die neueste Entwicklungstendenz unseres Wirthschaftslebens, durch Kartelle, Fusionen, große Interessengemeinschaften, ist aber auch mehr Sicherheit und Gleichmäßigkeit in den Ertrag wichtiger Unternehmungsgebiete gekommen: und dadurch hat sich der Unterschied in der Sicherheit der Kapitalanlage verringert. Als sicher und gleichmäßig galt früher nur die Staatsrente; jetzt fehlt es nicht an Industripapieren, die dem Anleger mindestens die selbe Sicherheit bieten. Diese Wandlung wird oft noch zu wenig beachtet. Wahrscheinlich werden die deutschen Staaten nicht so bald wieder zu so günstigen Bedingungen wie um die Mitte der neunziger Jahre Kapital aufzunehmen im Stande sein; daraus ergibt sich für die Finanzverwaltung die Aufgabe, in der Unterscheidung von ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben und Einnahmen strengere Grundsätze als bisher walten zu lassen und den Anleihebedarf möglichst zu verkleinern.

Dem Reich aus Erwerbswirthschaften neue Einkünfte zu verschaffen, dürfte unmöglich sein. Insbesondere scheidet das Streben nach einer Reichseisenbahngemeinschaft oder auch nur danach, daß die einzelnen Bundesstaaten einen Theil ihrer Eisenbahneinnahmen an das Reich abgeben, an dem Widerstande der Einzelstaaten und an der Verschiedenheit der Verhältnisse. Erst recht müssen die anderen Erwerbseinkünfte, Bergwerke, Domänen, Forsten und Wasserkräfte, den Einzelstaaten vorbehalten bleiben. Namentlich in der Ausbeutung der Wasserkräfte dürften sich die Einzelstaaten (und die Gemeinden) eine Einnahmequelle schaffen, die sie gar nicht entbehren können; denn wahrscheinlich wird der Geldbedarf des Reiches auch nach der jetzigen Reform noch steigen und es ist sehr möglich, daß das Reich später doch in die direkte Besteuerung der Einzelstaaten weiter eingreifen muß, für die dann die Erwerbseinkünfte wieder eine erhöhte Bedeutung gewinnen werden.

## Die lettische Psychose.

Schon sind die Radeschwerter geschliffen! Bald beginnt die Große Verrücktheit und die Diebesbande muß für alle Schmach des Volkes bezahlen; dann wird das Liebesgeschrei der Betrüger verstummen vor der Gewitterstimme des Hasses! Diese Hymne sang die politisch-literarische Monatschrift „Der lettische Arbeiter“ zu dem Motto: „Bereitet Euch zur Waiseier!“ Die „Große Verrücktheit“ nennt das revolutionäre Blatt die lettische Revolution; im häuslichen Kreis der Gesinnungsgenossen wird also ein Ausdruck gebraucht, wie er treffender nicht zu finden war. Er lehrt uns nicht nur das äußere Wesen der Revolution erkennen, sondern berührt ihre Psyche. Denn dem lettischen Volksbewußtsein selbst ist die Revolution identisch mit der „Großen Verrücktheit“. Sie ist die Stunde des Glückes, der Herrschaft und der Größe des lettischen Volkes, die Stunde, wo der Deutsche vertrieben wird, die Vernunft schweigen muß und alles Alte aufhört; ist die Erfüllung eines mitternächtigen Jerrbildes, in dem alle Hemmungen der Moral und des Rechtes beseitigt sind und das Wachsen des eigenen Ich, alle Größenverhältnisse verschließend, den Wunsch zum ausschließlichen Vater der Dinge macht. Solche Träume, in denen das Ich sich vom Joch der Vernunft, der Moral und des Könnens entbindet, kennt Jeder. Naturen, denen Moral, Gesetz und Religion etwas Neues sind, verfallen nur zu leicht ihrer gespenstigen Verlockung. Diese Menschen wollen „sich ausleben“, im wachen Leben den Traum fortträumen und euben im Wahnsinn. Selten sieht man einen ganzen Volksstamm in solcher Stimmung. Wir haben erlebt. Der lettische Bauernaufstand ist nicht als Krankheitserscheinung des wirtschaftlichen Lebens aufzufassen, sondern, wie in der „Zukunft“ vom Herausgeber gleich anfangs richtig gesagt wurde, als eine schwere Massenpsychose.

Kulturelle Unselbständigkeit, kindliche Nationalitätlichkeit und eine Vorliebe für den schönen Schein brachten das lettische Volk von je her in ein schiefes Verhältnis zur Wirklichkeit; es dünkelte sich groß und war doch nur klein. In der vernünftigen Wirklichkeit kommt Recht, Moral und Kultur, Wohlstand und Behagen dem Letten vom Deutschen. In dem Bewußtsein des lettischen Bauern haftet daher das Herrschum am Deutschen. Ein reicher Lette bleibt ein „halber Herr“, dem der Bauer nicht über den Weg traut. Dem Deutschen aber brachte dieser Bauer das in einem patriarchalischen Herrschaftsverhältnis erwachsene Vertrauen entgegen, das durch seine Unbedingtheit jeden Mißbrauch ausschließt und dem Herrn die Pflicht der väterlichen Fürsorge gebieterisch auferlegt. Der lettische Wirth, sogar einer, der einen Bauernhof von durchschnittlich zweihundert Morgen besitzt und selbst Knechte hält, küßte dem deutschen Gutsbesitzer aus freien Stücken die Hand und nannte ihn gnädiger Baron, großer Herr. Der Deutsche war sein Berater, sein Arzt, sein Vormund und Pfleger, war immer der warme Kof, der ihn vor der Unbill der Zeiten schützte. Aber ein Volk lebt nicht vom Brot allein. Je mehr sein eigener Wohlstand stieg, desto überflüssiger schien dem Letten der Deutsche. Denn in den Feiertagsstunden seines Gemüthes ist für den Deutschen kein Platz; er verwendet sie nicht, um den von Deutschen empfangenen Wohlthaten nachzusinnen. Wenn er sich von der Prosa des Lebens abwendet, denkt er sich das Land ohne den Deutschen; alle Geschichten tauchen aus der Vergessenheit der Jahrhunderte, der Deutsche erscheint als gewaltfamer Eindringling, als Sklavenhalter, der das große lettische Volk knechtet. Von



Rechtes wegen gehört das Land dem Letten; alles Eigenthum des Deutschen, seine Felder, sein Korn, sein Vieh, sein Schloß: Alles gehört dem Letten, dem Volk, von dessen Schweiß der Deutsche sich mästet. Ist der Deutsche fort, dann wird das lettische Volk reich und glücklich; ein Kind, hieß es drum, kann ausrechnen, welchen Nutzen die Beiseitigung der Deutschen den Letten brächte. So lange aber der Augenschein lehrte, daß die feste deutsche Hand das lettische Leben in Ordnung hält, küßte der Bauer sie dennoch. Auch der Gebildete war botmäßig, hielt sich in seinem Innersten aber dafür schadlos. In den achtziger Jahren begann die Russifizierung und machte, mit allen Schredenmächten, sich auch alle Geister der Lüge nutzbar. Unter meinen Papieren bewahre ich eine Proklamation, die ein Pope 1882 den Letten zustellte. Da heißt es: „Zerreißt die alten Glaubensbände, Ihr Brüder, die Fesseln, die Euch mit Euren Ausbeutern und schlimmsten Feinden zusammenkoppeln! Befreht Euch unter einander, seht, daß Ihr einig werdet, geht, vier- bis fünfhundert Seelen, zum griechisch-orthodoxen Priester und sagt: Wir bitten unseren Kaiser und Herrn und die russischen Bischöfe, daß man uns in die orthodoxe Kirche aufnehme; nur die rechtgläubige Kirche kann unser Volk zum Volke machen, nur sie schützt uns davor, von den Deutschen Varias gescholten zu werden.“ So wurde damals gewirthschaftet. Während die russische Invasion dem Lettenvolk heimlich die letzten Reste nationaler Selbstständigkeit in Religion, Sprache und Recht zu zerstören trachtete, geberdete der Eroberer sich schlau als Anwalt bedrückten Nationalstolzes. Ein ganzes Beamtenheer trug damals die Segnungen russischer Kultur ins Volk, pries mit lauter Stimme die eigene Waare an und schürte im Stillen das glimmende Feuer des Deutschthasses. Die Letten sollten, ohne es zu merken, Russen werden; und damit sie nichts merkten, mußte man ihnen den Deutschen als ihren Todfeind und Tyrannen zeigen. Der erste glorreiche Erfolg war: völlige Vernichtung des Rechtsgeföhles; der zweite: ungeheures Anwachsen eillen Gröhenwahnes. Und hinter dem Beamten marschirte der Schulmeister ins Land. Der russische Schulmeister: ungebildet, sittenlos, meist politisch wie moralisch ein Nullist. Was konnte Gesetz und Recht nun noch gelten? Herrliche Tage warteten ja des Lettenvolkes. Wenn die Tyrannenmacht gebrochen, der Deutsche vertrieben oder erschlagen war, wurde sein Eigenthum, sein Grund und Boden unter die Letten vertheilt, die dann keinem Herrn mehr zu dienen brauchten. Daß sie für den deutschen den russischen Herrn eintauschen könnten, Wirtuü für Ordnung, Roheit für Milde: daran dachten die Behörten nicht. Namentlich der gebildete Lette heraufschte sich an der neuen Lehre eines nationalen Kommunismus; sie war wie geschaffen für die Bauernsöhne, die studirt hatten und doch, so lange der jetzige Rechtszustand aufrecht blieb, verdammt waren, ihr Leben lang „halbe Herren“ zu sein. Dieser Zustand aber konnte erst aufhören, wenn mit den Deutschen abgerechnet war. Ist dazu nicht höchste Zeit? Sind sie nicht am starken Baum des lettischen Volksthumes ein Schmarogergewächs? Waren ihre Väter nicht Räuber, die uns nur das nackte Leben ließen? Ist ihre ganze Existenz denn nicht eine einzige Kette gemeiner Verbrechen? Ihr Recht nicht gefälligst, ihre Moral nicht verlogen? Sie oder wir! Unsere nationale Zukunft ist verloren, wenn wir nicht stark genug sind, das Joch abzuschütteln. So weit hatte die russische Wühlarbeit es gebracht. Jeder Angriff auf deutsche Rechte wurde heimlich unterstützt, jeder Wroß gegen deutsche Unbill genährt. Und aus der dünnen Schicht der „Studirten“ und halb Gebildeten drangen diese Ideen nach und nach tief

ins Volk; überall war die Losung: Der Deutsche muß fort, muß, wenn er nicht gutwillig weicht, mit Gewalt ausgerobert werden, wie eine Giftpflanze. Noch zwar zeigte man uns die Grimasse der Demuth; was aber dachte man sich dabei? „Wir küssen die Hand dieses Mannes, nennen ihn den gnädigen Baron und den großen Herrn, wissen aber, daß er ein Dieb ist, ein Skavenhalter und Räuber, daß seine Häuser, seine Gärten und schönen Pferde von Rechtes wegen uns gehören und daß wir vor unserem eigenen Bewußtsein in Schmach und Schande leben, so lange wir unser Eigenthum nicht zurückerobert haben. Doch der Tag der Rache und Sühne naht. Heute küssen wir noch die Herrenhand und grinsen demüthig; bald aber sollt Ihr erfahren, was hinter dieser Demuth lauert.“ Nationale Erhebung und sozialer Umsturz: davon haben die Letzten seit den Tagen dieser Drachensaat geträumt; und diese Träume haben sie für die Qual täglichen Heuchelns entschädigt. In ihren „Kampfliebern“ fand ich die Sätze: „Ich reiße die Sonne vom Himmel und treibe sie auf die Köpfe der Sklaven, damit die Flamme den Feigen das Blut erhitze und sie vorwärts eilen heißt. Ich reiße die Sonne vom Himmel, damit sie ohne Ende glähe und über blutigen Leichen auf dem Weg zum Glück alle Rebel vernichte. Rebel auf dem Weg zum Glück ist die ganze alte Gesellschaftsordnung. Rebellecke, die Jeder greifen kann, sind ihre Repräsentanten, der Pastor und der Gutsbesitzer, der Kanzelherr und der Sklavenherr. Ein Schwarzer klettert auf die Kanzel und sagt, daß unsere Seele dem Satan überantwortet sei. Er ißt unsere Hühnerchen und stiehl unsere Kubelchen und sagt, daß wir trinken!“ Und in den „Arbeiterliebern, herausgegeben von der lettisch-sozialdemokratischen Partei“, heißt es: „Dein Ende ist da, Du großentlästerner Gutsbesitzer! Mit Feuer und Schwert hast Du unser Land beraubt, siebenhundert Jahre lang hast Du uns unfählich gequält, den Schweiß unserer Väter hast Du, mit Blut gemischt, getrunken und das Volk ausgehungert, bis es verreckte. Jetzt verkaufft Du Deinen Raub. Das aber ist nur eine andere Form der Sklaverei; denn für Deine Renten und Abgaben müssen wir fronen und wir zucken in Hungerkrämpfen unter dem unerträglichen Joch, das in unserem eigenen Land auf uns lastet. Unsere Väter zeigen aus ihren Gräbern mit blutigen Fingern auf Dich; erst heute aber können wir rufen: Weh Dir Deutschen! Wir wollen das Brod unseres Landes, die Früchte unserer Arbeit nicht länger Schmarozern geben. Und Du, schwarzer Lügenbrauer, den wir in unserer Einfalt für einen Gottesmann gehalten haben, Du bist kein gerechter Gottesknecht, sondern lästern nach dem Geld in der Hand der Reichen und lehrst mit unerhörter Schamlosigkeit das Evangelium, das die Reichen schon vor Jahrhunderten zur Bedrückung der Armen erdacht haben. Mit Deinen sauberen Lügen von den Himmelsfreuden, die uns für alles irdische Leid entschädigen sollen, hast Du unsere Väter wie Schafe zu den Füßen der Räuber gehütet. Weh Dir Bösewicht! Fliehet eilends, Ihr verfluchten Volksausfauger; zur Befreiung der gequälten Heimath sind die Werkzeuge schon unterwegs: Dolche, Kugeln, Bomben, Dynamit. (Dieses Blatt ist in Schloß Salisburg dem Pastor und allen übrigen großen Spionen zugeschildt worden, damit sie künftige Thaten von diesem Dokument ablesen können.)“ Inzwischen hatte der mandtschurische Krieg Rußlands Macht gelähmt, hielten die Städte des Zarenreiches von Aufruhr und Meuterei wider. Der Propaganda des Wortes gesellt sich auch bei uns die Propaganda der That.

Bewaffnete Haufen lettischer Proletarier fahren aus der Stadt aufs Land hinaus, reißen die Prediger vor den Augen der Gemeinde von der Kanzel und haufen

überall als Räuber und Neuchelmörder. Die staatlichen Gewalthaber sehen thatlos zu, vielleicht, weil sie machtlos, vielleicht, weil sie zufrieden sind, der Volksleidenschaft ein Ventil geöffnet zu sehen und selbst in Ruhe wohnen zu können. Oben Unthätigkeit und schweigende Duldung, unten das Gefühl innerer Mitschuld, das täglich erneute böse Beispiel und der Blutdunst, der die Hirne umnebelt: ist da ein Wunder, daß die Zahl der Verbrechen wächst und der Hüllenwirbel immer weitere Kreise zieht? Gewiß nicht. Aber auch die Furcht ruft noch zu den Waffen. Der Deutsche, so heult durch alle Gassen, macht sich bei nächstlicher Weile auf, rottet sich zu schwarzen Haufen und mäht unser Volk, wie zur Erntezeit der Schnitter die Garben! Ist noch nicht genug? Noch immer nicht genug der Schmach deutscher Herrschaft? Das Volk steht auf. Der große Tag ist endlich angebrochen! Nieder mit allen Zeichen unserer uralten Schande! Nieder! Vieh und Pferde der Gutsbesitzer werden erschossen, ihr Hausrath wird zerschlagen, die Gutshäuser werden niedergebrannt, auch die Wirtschaftsgebäude und Knechtwohnungen, denn es giebt keine Knechte und keine Gutswirtschaft mehr: das lettische Volk hat sein Eigenthum zurückerobert. Staunend blickt das Volk um sich und sieht den Traum zur Wirklichkeit geworden. Flammen überall, Flammen und Rauch; und die deutschen Herren fliehen mit Weib und Kind, ohne Habe, ohne Zehrpennig sogar, wie sie gehen und stehen. Einzelne Deutsche werden auf der Flucht gegriffen: und das Volk führt sie im Triumph mit sich, spielt mit ihnen, verurtheilt sie heute und begnadigt sie morgen, nimmt die Begnadigung zurück und verurtheilt sie abermals zum Tod. Das kann es; denn der deutsche Herr ist jetzt ja ein willenloses Spielzeug in der Hand des mächtigen, souverainen Volkes. Manche Gefangene werden erschossen, andere entlassen und aus dem Lande verbannt. Die alten Gemeindeverwaltungen werden aufgelöst und durch Exekutivkomitees ersetzt; in allen Gemeinden wird geschwind die lettische Republik proklamirt; sechs-tausend lettische Bauern brechen ins litauische Gebiet ein, um den Theil Litauens, der in alten Zeiten von Letten bewohnt war, der neuen Republik einzuverleiben. Wer nicht fliehen will, wird niedergemacht; auf dem Boden, der einst Letten gehörte, soll kein Fremder mehr hausen. Wir sind das große, das auserwählte Volk und haben das Recht, den lange ersehnten Triumph in heißem Rausch bis auf die Reize zu schürzen. Noch einmal will ich die „Arbeiterlieder“ citiren: „Sieh, wie wächst mit jedem Augenblick die Schaar der Freiheitkämpfer! In ihren Augen blitzt das heilige Feuer, in ihren Händen liegt das Gewicht der Welt! Dies ist die Donnerstimme, die zu uns spricht: Keine Herren sind mehr, weder hohe noch niedrige! Dieser Sturmwind wird die Sklavennacht euden, wird mit Donnergebräu allen Sklaven die Kette lösen!“

Ganz so ist es nicht gekommen. Als das Land in hellen Flammen stand, bequemten die petersburger Nachthaber sich endlich, uns Hilfe zu senden. Lange genug hatten sie gezögert. Und was hatten wir inzwischen erlebt! Selbst von Schwarzsehern war eine so jähe Entwidlung der Bischofs nicht für möglich gehalten worden. Wie Hunnenhorden zogen die Bauern durchs Land. Hunderte von Gutshäusern wurden verbrannt, die Felder verwüstet, der Viehbestand und alle mobile Habe vernichtet. Nicht Raubgier septe diese Schaaeren in Bewegung, sondern blinde Lust an der Zerstörung. In Altsch, dicht bei Riga, wurden Silber von Lenbach und anderen Meistern von den Wänden gerissen, zu Stößen geschichtet, mit Petroleum begossen und in Brand gestekt. Und dieser Vorgang blieb nicht etwa vereinzelt. Ueberall

raste die Wuth, bis alles ihrer Franke Erreichbare in Trümmern lag. Von allen Seiten strömten und schlichen vernichtete Existenzen in die Städte: Guttsbesitzer, Beamte, Pastoren, Lehrer. Menschen, die in kurzen Stunden alles Ererbte und in mühsamer Lebensarbeit Erworbene verloren hatten. Von ihnen erfuhren wir erst die Einzelheiten Dessen, was draußen geschehen war. Man hatte die Befehle aufgehoben, die Beamten weggejagt, die Behörden zum Rinderspott gemacht. Kein Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes galt mehr; keiner. Hebammen und Prostituirte saßen im Gemeinderath. Ein Hause kleiner, von einander unabhängiger Republiken war ringsum entstanden, Recht und Gesetz der Verachtung, dem Hohn preisgegeben, von gewissenhafter Arbeit, von Treue, Pflicht und Glauben nicht mehr die Rede. Männer, denen die Rottenführer eben erst feierlich Leben und Freiheit zugesichert hatten, wurden wenige Minuten danach aus dem Hinterhalt niedergeschossen. Das zu dieser Gräueltthat nützige Geld wurde erpreßt, geraubt, zum großen Theil auch von ausländischen Verbündeten den Revolutionären geliefert. Der schwärzeste Tag in dieser dunklen Zeit war der, wo wir vernahmen, daß der Kriegszug, mit dem der Bandalenfeldzug gegen uns geführt wurde, aus den Ersparnissen deutscher Menschen stamme. Die lettischen Nordbrenner rühmten sich selbst ja laut, die deutsche Sozialdemokratie habe ihnen Hunderttausende zur Verfügung gestellt; und alle Erkundigungen bestätigten die Thatsache, daß wirklich große Summen aus Deutschland ins Lager der Aufständigen gestossen waren. Mancher von uns hatte vorher seine Sympathie mit den muthigen Versuchen einer sozialen Hebung und Befreiung der Massen nicht ängstlich verborgen. Nun wurden die Spargroschen deutscher Arbeiter bewilligt und benutzt, um uns, die Pioniere deutscher Kultur in Feindes Land, zu vernichten. Können im Vaterland unseres Stammes die Führer der Bewegung Das verantworten? Haben die Männer, deren Interesse sie doch vertreten wollen, sich die Piennige vom Mund abgedarbt, damit im Osten hier deutsche Landwirthe, Lehrer, Starrer heimlos ins Elend hinabsinken? Und glauben sie wirklich, den „Jarisimus“ dadurch zu schwächen, daß sie dem deutschen Element in den Ostseeprovinzen die Lebenskraft lähmen und den Größenwahn der Letten nähren? Um mit diesem Gewimmel böser Narren fertig zu werden, ist auch heute noch selbst der arme Nikolai Alexandrowitsch stark genug.

Das hat sich deutlich gezeigt: als, nach alzu langem Jaudern, aus Petersburg der Befehl gekommen war, Leben und Eigenthum der Deutschen zu schützen, war die Wildheit des Kufruhrs bald gebrochen. Uns hätte man übrigens vielleicht noch länger unserem Schicksal überlassen; die selbstherrlichen Republiken aber, die lettische und esthische Anarchie konnte man nicht ruhig dulden. Sollen wir nun getröstet aufathmen? Können wir? Ich will gar nicht von dem furchtbaren Elend reden, dessen Schauplatz unser unglückliches Land seit Wochen geworden ist. Nicht davon, daß noch jetzt Räuberbanden bis an die Stadtmauern streifen, Niemand seines Lebens für den nächsten Morgen sicher ist und aus den glimmenden Funken über Nacht ein neuer Brand ausflackern kann. Auch bei den Lügen will ich mich nicht aufhalten, die leider sogar bis in deutsche Blätter der Gemeinen haben und so alberne Märchen verbreiten wie das, die „deutschen Barone“ seien Leuteschinder gewesen und hätten selbst ihre Gutshöfe angezündet. Wir kennen die Schächer, die solche Gerüchte ins Ausland schmuggeln (das jüdische Element war auch hier an der Organisation des Aufstandes stark theilhaftig), und wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Seit Monaten weiß Jeder von uns, daß er sich nur auf seine Waffe verlassen darf,

hat Jeder, sobald er das Haus verläßt, die Hand am Revolver, fühlt Jeder, daß ihm beim Aufgang der neuen Sonne beschieden sein kann, als ein Opfer blind wütenden Deutschemasses sein Blut zu lassen. Nicht vor dem Tod zittern wir. Wie aber sollen wir, auf die auch so viele Russen mit schoelem Blick sehen, unter einem Volk weiterleben, das uns diesen Anblick geboten hat? Wie soll, selbst wenn das Land äußerlich wieder zur Ruhe kommt, zwischen Deutschen und Letten je wieder ein erträgliches Verhältniß entstehen? Können wir, können unsere Söhne vergessen, was den Deutschen hier angethan ward, die sich redlich bemüht hatten, Ordnung zu schaffen und den Wirthschaftertrag des Landes zu heben? Dieses Fragezeichen quält uns mehr als alle Noth der Stunde. Wir wollen uns nicht mit Scheinheiligkeit puzen. Wie überall, sind auch hier in der Behandlung der Landproletarier Fehler gemacht worden. Sicher nicht mehr als in der deutschen Heimath; die Behauptung, die lettischen Barone seien Blutsauger und grausame Hebrüder, ist, wie jeder Kenner des Landes und seiner Menschen weiß, thöricht erjunden. Die weit überwiegende Mehrheit unserer Leute wurde so bezahlt, genährt und behandelt, daß sie es dabei recht gut aushalten konnte. Redlich haben wir uns bemüht, sie zu kultiviren. (Nicht, wie in Petersburg gelogen wird, zu germanisiren. Das wäre auch gar nicht möglich gewesen.) Hatten die Jaren nicht feierlich gelobt, die Selbständigkeit Livlands für ewige Zeit zu achten, den Gerichten das deutsche Recht, Kirchen und Schulen die evangelische Religion zu erhalten? Haben unsere Väter sich gesträubt, als die Leibeigenschaft aufgehoben, der Bauer zum Hofbesitzer wurde? An eine Germanisirung ward nie gedacht; davor warnte schon die Furcht, die deutsche Herrschaft zu gefährden. Deshalb hielt man die Letten und Esthen den neuen Volksschulen fern. Nur offen bekämpft, nur verächtlich gemacht sollte das Deutschtum nicht werden, das in Jahrhunderten mühsoller Kulturarbeit diesen Boden erobert hat. Doch da kam zuerst das russische Gesetzbuch, dann die russische Amtssprache und endlich die griechisch-orthodoxe Religion. Die Panславisten jubelten, als die Zahl der Konvertirten so gewaltig answoll; noch lauter, als sie, schon unter Alexander dem Zweiten, durchgesetzt hatten, daß die Sonderrechte der Ostseeprovinzen nicht mehr anerkannt wurden. Da fing es an, das falsche Spiel! Die Letten und Esthen wurden gegen die Deutschen gehetzt, Manassein rief den Schwarm russischer Beamten und Popen ins Land, der Bau griechischer Kirchen wurde patronisirt, das Vermögen der lutherischen Landeskirche unter russische Verwaltung gestellt und unsere Konsistorien mußten den Weisungen des Heiligen Synods gehorchen. Machtlos sah die Ritterschaft dem Treiben zu. Und Mancher von uns gab unter vier Augen den Russen noch Recht. Mancher sprach seufzend: Sie handeln, wie sie müssen; ihr Caesaropapismus kann sich nicht halten, wenn er nicht in seinem Bereich Alles russifizirt. Die Kurzsicht solcher Auffassung hat sich jetzt nur allzu deutlich gezeigt. Die zarische Politik hat auch hier für die Revolution gearbeitet. Wenn die deutsche Kulturarbeit still und emsig fortgewährt und, ohne von der Regierung brutal gestört zu werden, die Massen zu vernünftiger Erkenntniß realer Kräfteverhältnisse erzogen hätte, dann wären die wüthen Gräuvel der letzten Zeit unmöglich gewesen. Die Russifizirung hat den Zustand geschaffen, der zur Widofo führte; hat einen Volksstamm, der durch feige Mordelnde und barbarische Zerstörungslust bewiesen hat, wie unwürdig er wahrer Freiheit noch ist, in Größenwahn und blinde Raserei getrieben. Wie sollen wir, deren ganze Existenz nun einmal im Baltentland wurzelt, mit diesen Menschen fortan weiterleben? Und

die Krisis ist noch nicht überstanden. In heimlich verbreiteten Proklamationen wird die Morblust gegen die Deutschen gestachelt und schon kommt wieder die Kunde von Raub und Mord. Auf den Trümmern selbst gönnt man uns keine Ruhe. Was bleibt zu hoffen? Erfahrene Kerzte wissen, daß so schwere Hochosen unheilbar sind.

Riga.

Reinhard von Segeberg.



## Fünf Briefe.

I. Ich wurde gebeten, den folgenden Aufruf abzudrucken:

„Wer der Wahrheit die Ehre geben will, muß bekennen: Wir akademisch gebildeten Männer tragen an dem Alkoholsehd in Deutschland die schwerste Schuld. Was in den höheren Kreisen der Gesellschaft als entschieden gemein betrachtet wird, kann sich auch in den unteren Klassen auf die Dauer nicht halten. Somit könnten wenigstens die schwersten Formen der Alkoholverderbnis in Deutschland längst getilgt sein, wenn die höheren sozialen Schichten die Erkenntnis und den Muth besäßen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und in ihrer eigenen Mitte Zustände, die ihrer nicht würdig sind, auszurotten. Daß die höheren Gesellschaftskreise im Allgemeinen bisher hierzu nicht gelangt sind, dafür trifft wiederum die Verantwortung eine besondere Gruppe unter ihnen, eben die akademisch Gebildeten. Denn die auf dem Trinzwang beruhenden Trinksitten des Universitätslebens, denen die Männer dieses Standes während ihrer Studienzeit fast ausnahmslos gehuldigt und die sie vielfach in ihr späteres Leben mit hinübergenommen haben, erzeugen durch das berechnigte soziale Ansehen ihrer Träger eine verderbliche Suggestion auf andere Kreise und verhindern Viele, das Wesen der Alkoholgefahr richtig zu würdigen. Die akademischen Trinksitten vergiften einen großen Theil Derer, aus denen sich unsere geistige Elite bilden soll, und wirken durch das böse Beispiel auf die anderen Stände Verderben bringen ein, zunächst auf die Stände der gleichen sozialen Schicht und dann auch auf die andere Bevölkerung. Durch die akademischen Trinksitten schädigen die höheren Stände das Gesamtleben der Nation in einer Weise, wie es kein anderes germanisches Volk heute auch nur annähernd noch zu erleiden hat. Es ist Heuchelei schlimmster Art, sich über die Trunksucht der Arbeiter zu enträsten, so lange wir das Vorbild dieser Trunksucht, die akademischen Trinksitten, dulden. Und unter den Trägern der akademischen Trinksitten stehen wir Juristen allen anderen voran. Wer unser Universitätsleben kennt, weiß Das. Darum ist es an der Zeit, daß auch wir Juristen beginnen, diese Schuld zu sühnen, so weit es möglich ist. Wir müssen in unserer Eigenschaft als Juristen eintreten in den Kampf gegen den Alkoholismus, einen Kampf, der jetzt, Gott sei Dank, in allen deutschen Landen entbrannt ist. Die einzige Waffe, die in diesem Kampf sicheren Erfolg verbürgt, ist, wie alle Erfahrungen lehren, das Wirken für die Abstinenzidee durch das Wort und vor Allem durch das eigene Beispiel. Nicht etwa darum, weil sich nachweisen ließe, daß jedes Quantum Alkohol, auch das allergeringste, jedem Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten unbedingt schade, sondern darum, weil der Abstinenz, nicht aber der „Mäßigkeit“ ein klarer Gedanke zu Grunde liegt. Die Klarheit aber ist der Sieg. Darum, Berufsgenossen, Juristen und Kameradsisten, tretet

dem Verein Abstinenter Juristen des Deutschen Sprachgebietes bei! Der Aufruf ist unterzeichnet von dem Geheimen Justizrath Karl Budde, Landgerichtsdirektor in Greifswald, dem hamburger Landrichter Dr. Hermann W. Popert, den Rechtsanwälten Eggers (Bremen) und Harting (Hamburg). Diese vier Herren bilden den Vereinsvorstand und nehmen Beitrittserklärungen an. Vierzehn Juristen verschiedener Rangklassen, vom Oberlandesgerichtsrath bis zum Referendar, hatten sich dem Aufruf bereits angeschlossen, als er mir vom Vorstand zur Veröffentlichung zugesandt wurde.

II. Am siebenzehnten Februar hatte Labon hier einen Artikel veröffentlicht, in dem auch Streits Hotel erwähnt und die Vermuthung ausgesprochen wurde, an diesem hamburgischen Unternehmen sei die Hamburg-Amerika-Linie und der Generaldirektor Ballin beteiligt. Herr Rechtsanwalt Dr. Max Silberstein, der zu den Vollstreckern des von Frau Sophie Streit hinterlassenen Testaments gehört, schreibt mir nun: „Die an Streits Hotel begonnene Bauarbeit dient nicht, wie Labon anzunehmen scheint, dem Zweck eines Neubaus, sondern lediglich einer durchgreifenden Renovation, die bis zum ersten April 1906 beendet sein wird. Weder die Hamburg-Amerika-Linie noch der Generaldirektor Ballin persönlich ist irgendwie an Streits Hotel beteiligt, das für Rechnung der Erben unter Aufsicht dreier gerichtlich bestellten Testamentsvollstrecker weitergeführt wird.“

III. Herr Friß Arens schreibt mir aus Bremen:

„Damasches Ideen über Bodenreform haben langsam, aber stetig Anhänger gewonnen und es scheint, als sollten sie jetzt einen amtlichen Stempel erhalten; denn das Projekt der Werthzuwachssteuer wukt überall herum und ist nun ja auch, wie ich zugeben muß, guten Argumenten, von Labon in der ‚Zukunft‘ empfohlen worden. Da mag es nicht uninteressant sein, auch einmal eine andere Stimme zu hören. Ich werde namentlich auf die Verhältnisse im kleinen Bremer Freistaat Bezug nehmen, wo die Debatte über die Werthzuwachssteuer gerade jetzt sehr lebhaft ist und der Geseyntwurf demnächst vor das Plenum der Bürgerschaft kommt. Auf der Suche nach neuen Steuerquellen tauchte der Gedanke einer Werthzuwachssteuer auf, als in den letzten Jahren, in Folge der neuen großen Hafenbauten, die Stadt Bremen sich immer rascher ausdehnte und die Ländereien einen Werth erzielten, der zu dem Urwerth des Bodens in keinem gesunden Verhältniß steht. Ich will nicht leugnen, daß das Prinzip der Werthzuwachssteuer richtig ist und praktisch wie steuertechnisch viel für sich hat. Längst hat die beständige Bodenpreissteigerung besonders in und bei den größeren Städten und die Gefahr der daraus erwachsenen Bodenpekulation und vor die Frage gestellt, ob und wie weit es möglich sei, diesen Werthzuwachs, der im Wesentlichen nicht das Verdienst des einzelnen Grundstückbesizers, sondern durch die Thätigkeit der Gesammtheit geschaffen ist, durch veränderte Besteuerung härter als bisher für die Gesammtheit nutzbar zu machen. Wenn durch die Arbeit der Gemeinde plötzlich Landterrain erheblich im Werth steigt und die Besitzer dieser Grundstücke so zu sagen in den Wohlstand hineinschlafen, so ist es recht und billig, wenn sie dafür eine Abgabe an die Allgemeinheit zurückerstatten, als geringes Äquivalent für die durch sie bewirkte Werthsteigerung. Betrachtet man aber den Bremer Geseyntwurf, so staunt man über seine radikalen Bestimmungen; er soll rückwirkende Kraft haben, läßt auch den kleinsten Gewinn nicht steuerfrei und erlaubt nicht, Zinsverlust und andere Opfer anzurechnen. Davin unterscheidet sich der Bremer Entwurf wesentlich von anderen. In der alten Hansestadt hat Handel und Gewerbe von je her unbeschränkte Freiheit genossen. Nun stellt der Geseyntwurf jede Bodenpekulation an sich schon als etwas Schlimmes hin, das durch die Steuerhaupe verhindert werden muß. Aber gerade in Bre-

men ist man darauf angewiesen, spekulative Unternehmungen zu begünstigen; weshalb soll man da eine gesunde Bodenpekulation (von einer ungesunden war bisher nichts zu merken) erschweren? Mancher Grundeigenthümer muß ja erhebliche Opfer bringen, um den Werth der Gegend, in der sein Grundstück liegt, zu steigern. Wächst der Werth dadurch, daß die Arbeit Anderer die Aufschließung der Gegend erleichtert, so ist Das natürlich ein Glücksjahr, der aber auch sonst in Handel und Gewerbe eintreten kann und eintritt, ohne daß man gleich nach einer neuen Besteuerung ruft. Man hat der neuen Steuer vorgeworfen, daß sie eine Steigerung der Grundstückspreise und damit der Wohnungsmiethen bewirken werde; darauf wird geantwortet, nach John Stuart Mill und Ricardo seien Steuern auf Grundrente nicht abwählbar, sondern müßten vom Besizer getragen werden. Wenn man aber die durch eine Gesammtheit geschaffene Werthsteigerung zum Theil für die Gesammtheit in Anspruch nehmen will: was geschieht dann, wenn durch Maßregeln der Gesammtheit eine Werthverminderung von Grundstücken eintritt? Trägt in diesem Fall, der ja nicht selten ist, die Gesammtheit auch einen Theil des Schadens? Ferner ist der Unterschied zwischen Spekulation in Grundstücken und der in anderen Objecten nicht sehr beträchtlich. In den meisten Fällen ist auch recht zweifelhaft, wie viel vom Werthzuwachs der Grundstücke öffentlichen Auswendungen, wie viel der Bevölkerungszunahme, wie viel der persönlichen Anstrengung und dem Wagemuth des Eigenthümers zu danken ist. Verdient ein Kaufmann durch Fehlschlag der Ernte in Getreide oder Baumwolle, so ist Das auch kein von ihm wirklich geschaffener Werth. Soll die Sonderbesteuerung auch auf Gewinne dieser Art ausgedehnt werden? Der Bremer Gesesentwurf leidet vor Allem daran, daß er rückwirkende Kraft besitzt, den Bruttogewinn versteuern will und die Anrechnung von Zinsverlusten verbietet, die doch selbst einen großen Bruttogewinn völlig verschlingen können. Mit solcher Besteuerung des unearned increment kommt man nicht zu gerechter und gleichmäßiger Belastung des Grundbesizes. Auch ist jede Gemeinde eine Individualität für sich; und was in einer Stadt erträglich und nützlich sein mag, kann in einer anderen unerträglich sein und verhängnißvoll werden.“

IV. Auch aus Berlin bekam ich, von einem Herrn, der einst an der Verschließung des äußersten Westens vornan mitgewirkt hat, einen Brief, dem ich ein paar Sätze entnehmen will. „Wer dem sozialistischen Gedanken der Werthzuwachssteuer zustimmt, muß doch einräumen, daß sie in vielen Fällen höchst ungerecht wirken müßte. Wenn zum Beispiel, die Besizer der Grundstücke am Lützowplatz, deren Werth in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen ist, zu den Kosten der Anlagen, die aus dem Kohlenplatz einen Schmuckplatz machten, herangezogen werden müßten, so hätte man höchstens gerechtfertigt gefunden. Eben so, wenn man die Leute besonders besteuerte, die nach dem Franzosenkrieg Terrains erwarben, Baugesellschaften gründeten und, ohne irgend eine eigene Arbeitsleistung, theuer verkauften. Hat aber, zum Gegenbeispiel, die Kurfürstendamms-Gesellschaft, auf den Wunsch des alten Kaisers, nicht so viele Millionen an ihr Unternehmen gewagt, daß es manchem berliner Finanzmann damals fast abenteuerlich riskant schien? Soll ein Gärtner, der vierhundert Quadratruthen à vierzig Mark gekauft, seinen Besitz zwanzig Jahre lang mühsam gepflegt hat, nun, weil er endlich mit Nutzen verkaufen kann, der Gemeinde Werthzuwachssteuer bezahlen? Sie hat ja nichts für ihn gethan; höchstens kann er dem Staat dankbar sein, der ihm schnelle und häufige Eisenbahnverbindungen mit Berlin verschafft hat. Ich halte es für sehr bedenklich, Intelligenz und Wagemuth durch Sondersteuern zu strafen, und möchte die für den neuen Plan Schwärmenden fro-



gen, ob nicht oft auch die Gewinne der Banken und Rhedereien zum unearned increment gerechnet werden müßten. Wer nach Gerechtigkeit strebt, müßte zunächst doch jedesmal fragen, ob die Gemeinde, die eine Sondersteuer verlangt, für die Werthsteigerung des Grundbesitzes auch wirklich Etwas gethan habe. Ein überzeugter Sozialist mag freilich behaupten, der unternehmende Kopf leiste nichts und jeder Gewinn sei nur dem Arm der Masse zu danken. Daß solche Anschauung aber heute schon in den Rathhäusern herrscht, ist ein seltsames Zeichen der Zeit."

V. „Nein! Es ist wirklich nicht mehr zu ertragen! Sollen wir, soll das Ausland glauben, es gehöre zum Nationalcharakter des Deutschen, Fremde anzurempeln? Man kann kaum noch eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne einem Artikel zu begegnen, der die Ueberlegenheit deutscher Leistungen und deutscher Art in die Welt hinausposaunt und über die Inferiorität fremder Völker sich in hellem Jauchzen ergeht. Da lese ich gerade in der Abendausgabe eines im Ausland stark verbreiteten berliner Blattes mit Bezug auf eine Schenkung des Kaisers an den deutschen Palästina-Verein: „Für die französischen und mehr noch für die italienischen Kongregationen, die an deren Stelle zu rücken hofften, ist diese deutsche Niederlassung ein harter Schlag, um so mehr, als zu erwarten steht, daß die mit deutscher Gründlichkeit geleitete Schule der Benediktiner ihr Unternehmen in Wälde aus dem Feld schlagen wird.“ Hat denn der Schreiber, hat der verantwortliche Redakteur der Zeitung gar kein Empfinden für Takt und Taktlosigkeit? Ich will einmal annehmen, die Ueberlegenheit deutscher Leistung sei erwiesene Thatsache: steht es dem Tüchtigen an, sich selbst seiner Tüchtigkeit zu rühmen? Hat der wirklich Tüchtige nöthig, sich zu rühmen? Seine Leistungen, seine Erfolge sängen ja seinen Ruhm und selbst die Konkurrenten müssen, so unlieb es ihnen sein mag, ihm Anerkennung zollen. Nur der Raulsheld muß prahlend sich in den Vordergrund drängen, weil Andere ihm nur den Hinterplatz einräumen würden. Die Großsprecheri unserer Presse bewirkt nur, daß man geneigt ist, dem Deutschen eine viel geringere allgemeine Bildung zuzuschreiben, als er aufzuweisen hat; das laute Geschwätz schadet uns also nur. Noch schlimmer ist aber die Gefahr, daß breite Massen des deutschen Volkes nach und nach anfangen, sich in einem ewigen Gange zu sehen und allen Ernstes zu glauben, keine andere Nation leiste auf irgend einem Gebiet so viel oder gar mehr als die deutsche. Ein starkes Selbstgefühl ist jedem Volk nützlich; im höchsten Grade schädlich aber ein Hochmuth, der sich gottähnlich dünkt und alle Nachbarn über die Achsel ansieht. Daß diese Nachbarn Den, der ihnen Tag vor Tag von seiner Tüchtigkeit, Gründlichkeit, Ehrlichkeit vorprahlt, allmählich hassen lernen, ist nur natürlich. Ist denn nicht Jedem der ewig Dramatisirende ein höchst widerlicher Geselle? Als die Engländer beim Beginn des Burenkrieges vom Mißgeschick verfolgt waren, habe ich, der ich damals in einer englischen Kolonie lebte, oft genug Veranlassung gehabt, Landsleute vor ungünstigem Urtheil über englische Kriegstüchtigkeit zu warnen, das mir recht leichtfertig begründet schien. Darfen wir uns heute wundern, wenn die Engländer, in der Erinnerung an deutsche Preßstimmen aus jener Zeit, höhnisch über unsere langamen Fortschritte in Südwestafrika frohlocken? Im deutschen Parlament konnte ein Abgeordneter, ohne getabelt zu werden, die Kolonialbeamten einer befreundeten Nation der Korruption zeihen. Und was wird den Russen seit dem Beginn des Japanerkrieges, was den Franzosen seit dem Tag von Tanager gesagt! Wir scheinen dieselbe Ueberhebung mit allen guten Geistern deutschen Wesens in schroffstem Widerspruch und ich möchte die Vertreter der öffentlichen Meinung vor dem Verharren auf diesem Unheilsweg warnen. In ausgezeichnete Hochachtung Dr. G. Vennhoff.“



## Theater.

Ihr werdet erleben, wie der Mythos, an dessen Wiege lydische Hirtenflöten erklangen, in firmem Alter noch einmal der Musik sich, seiner Mutter, vermählt, nachdem er den Wahn, seinen Vater, lächelnd getödet hat. Mit diesem Satze schloß, vor vierzehn Tagen, die kurze Erzählung aus der Lebensgeschichte des Oedipusmythos, nach dem Herr Hugo von Hofmannsthal die junge Hand zu strecken gewagt hat. Vätermord: ist's nicht das Schicksal der Mythen? Um lange leben zu können, müssen sie über die Leiche des Wahns wegschreiten, der sie einst im heißen Schoß einer Volkheit zeugte. Sonst kümmern sie in gilbenden Büchern hin und wohnen nicht in lebendigen Herzen. Der Glaube an Griechenlands Götter ist tot. Keiner von ihnen sände Gehör, wenn er auf unsere Bretter träte, um heillos verwirrten Menschen den Weg in die Klarheit zu weisen. Jeder müßte unserem Unglauben erst die Gottheit bewähren; die Gewißheit uns geben: Solches vermag nur ein Gott zu wirken. Die Menge, die den alten Dichtern lauschte, überließ schon beim Hören der heiligen Namen; ihr lebten Apollon und Dionysos, Artemis und Lyssa. Wenn Sophokles den blinden Teiresias aufs Schaugerüst brachte, war der Greis Keinem im Rund ein Fremdling. Der Enkel des Idaeos, eines der Spartoi, die aus den Zähnen des von Kadmos getödeten Drachen erwachsen. Dessen Same hatte den Phorbas gezeugt, dem die Nymphe Chariklo den Teiresias gebar. Den führte der Zufall an die Hippokrene, als seine Mutter mit Pallas in dem Quell badete. Der schändende Blick mußte gestraft werden. Der Finger der Göttin löscht das Licht in dem Auge, das sich an göttlicher Nacktheit geweidet hat. Doch Pallas ist mild und öffnet dem Sohn, dessen Blindheit die Mutter Chariklo beweint, des Geistes Auge. Lehrt ihn im Vogelzug lesen und giebt ihm den starken Weichselstab, der ihn wie der weiseste Führer vor dem Straucheln bewahrt. Mit diesem Stab trennt er zweimal im Verlauf von sieben Jahren ein Schlangenpaar. Tödet beim ersten Mal das Weibchen: und wird selbst zum Weib; tödet beim anderen Mal das Männchen: und wird wieder zum Mann. Beider Geschlechter geheimstes Wesen kennt er nun, hat im eigenen Leib Mannheit und Weibheit gefühlt; und jeder Fittich spricht ihm wie eine Menschenzunge. Erheben hebt ihn auf den höchsten Priestersth und noch der Siebenhundertjährige lenkt die Seele der siebenthorigen Stadt. In jeder Griechenbrust dröhnt die Erinnerung an diese Wundermären, wenn der sophokleische Oedipus den Seher rufen läßt, „den Einzigen, dem Wahrheit angeboren“. Auch der Großinquisitor, der vor König Philipp hintritt, dünkt uns, im Riesenschatten der römischen Kirche, über

Menschenmaß groß. Gegen ihn aber waffnet schnell sich lutherischer Haß; und der Katholik findet die Gestalt des mitleidlos strafenden Priesters von Kegerhänden verzerrt. Teirefiad war allen Griechen der heilige Greis. Der Prophet, der Alles voraussieht, Alles enträthelt. Ueber den der Tod keine Gewalt hat. Dem am Rande des Trebos noch, unter Schemen, Persephoneia das innere Auge wach hält. Dem Odysseus den schönsten Widder geopfert hat. Der naht nun der Kadmeia. Steht schon auf der Schwelle der Königsburg. Das wandernde Gehäus der Gottheit. Seht seinen Stab! . . So frommes Schaudern streitet nicht mehr für den modernen Dichter. Uns hat Chariklo niemals, die athenische Göttin nur in bangen Schülerträumen gelebt! Uns ist Teirefiad ein blinder Alter, der sich den Sklaven eines uns stummen Gottes nennt. Dennoch umwittert der Hauch seines Mundes uns, als theilte ein sachtcr Windstoß am Nachthimmel stilles Gewölk und aus dem Sternenzelt riefc uns dann eine majestätische Stimme. So könnte der Grohinquisitor wirken, wenn das Christenthum seit Aeonen gestorben wäre. Dann brächte er unserem Gedächtniß Alles, was ganze Völker Jahrtausende lang band und eine große Kultur keimen und reifen ließ, vom Himmelsgewölk herab, aus Grüften herauf. Dann erst wäre er eine Mythengestalt, wie Teirefiad uns heute ist. Den Griechen war ers nicht. Die zitterten in jeder Lebensregung vor ihm, weil er ihnen lebte, das morsche, doch unzerbrechliche Gefäß regirender Gottheit war, die Zunge apollinischer Weisheit. Der Glaube muß sterben, damit der Mythos leben kann.

Im Drama des Herrn von Hofmannsthal werden die Griechengötter genannt und im Bindestrauchen flirrt oft, als kämpfte, weit hinten, Dionysos noch gegen Apollon. In getäubten Ohren entsteht rasch drum das Urtheil: ein Schicksalsdrama; nichts für uns also, die an kein Fatum glauben und denen ein nur von außen stoßender Gott nichts zu gewähren, nichts zu weigern hat. Die so sprechen, haben das Gedicht nicht mit dem Herzen gehört. Hier waltet kein Wolfenfatum; das Handeln dieser Menschen ist nicht von anderen Mächten determinirt als das der uns nächsten Erdenkinder; auch ihnen blinken und drohen nur aus der eigenen Brust des Schicksals Sterne entgegen. Der Dichter glaubt nicht blind, wie Priester es fordern, an die alten Götter, hat nur von ihnen geträumt

und steht nie durch den Raum seiner Weischoffe schwelend. Er glaubt trugum ist doch ehrfürchtig fromm: deßhalb athmet, lebt ihm der Mythos.

Ein junges Pflänzchen ward in fremden Boden versetzt, träumt in korinthischer Erde aber noch vom Kithairon. Der Enkel der Dionysier findet sich nicht ins ruhige Gleichmaß der Lage. Tief unter der Schwelle des Bewußtseins wacht die Ahnung: Nicht in dieser lauen Stille ist Deine Heimath!

Der Knabe wünscht, daß sie trüge. Den trunkenen Schwäger, der ihm das Thronrecht abspriecht, ihn einen Findling schilt, schlägt er nieder; und fühlt sich im Innersten doch so unsicher, daß er ins Weite flieht. Zäh im Zorn und zügellos, wenn ihm das Blut aufschäumt, aber ohne die zur Schöpferthat rüstige Kraft: so ist er, so waren die Ahnen. Keusch aus Hochmuth; weil von allen Jungfrauen keine so königlich schreitet wie seine Mutter, kann ihm keine genügen. Keusch aus Schwäche; der nur in Ehrfurcht und Schauer sich ganz geben kann, fürchtet die nie Berührten. Ohne Hemmung im Hirn; weil die kleinste Unbill ihn zu blinder Raserei treibt, tötet er auf dem Weg nach Theben zwei Menschen. Kaum manbar: und schon von dreifacher Blutschuld besleckt. Des Fürchterlichsten fühlt er sich fähig und sehnt sich drum in Thaten, die ihn zu neuer Methe gebären könnten. Menschen entreibt der Wanderer der Feuerbrunst, die Flamme weicht von ihm, wie einst des Wassers Fluth, einem zwischen Leichengeiern von Schreckenqual Erblindeten giebt er erlösenden Tod, wird selbst ein Mensch, Menschen zum Schicksal: und wähnt nun, das Größte vollbringen zu können. „Wir ist, als drängen Thaten, tausendfach, unzählbar, mit den Sternen aus der Nacht!“ Er wird die Stadt befreien, das Ungeheuer töten, das ihr die Jünglinge raubt. Und was vollbringt er? Für Jeden, den er aus dem Feuer riß, fallen Hundert als Opfer seines ungehemmten Liebes. Dem Einen, dem sein Arm in ersehnten Tod half, schickt er Tausend nach, die so gern sich ans Leben klammerten. Einer Stadt, einem ganzen Stamm wird er Schicksal, Verhängniß. Wie die Flamme, das Wasser, weicht auch das Ungeheuer vor ihm; er kanns nicht töten, hört es nur sterben. Warum wichen sie, Elemente und Landplagegeister? Weil ihre Zerstörermacht sich mit der irren Menschensinnes nicht messen kann. Weil der Kadmeionide die Sünden des kadmischen Hauses fürchtbarer rächt, als die entfesselten Kräfte der hellen und dunklen Welt je vermöchten. Und der zum Werk so grauser Vernichtung Bestimmte träumt den seligsten Traum. Träumt, da er sich der Mutter vermählt, mit einem Glücke gekrönt zu werden, dessen Glanz nie bleichen, dem keine Abendstunde je Neue gebären kann. Seine Wuth war röther als die Feuerzunge, die gierig um das Gebälk leckt; in seinen Adern die Fluth gefährlicher als im Bett böotischer Ströme. Sauchzend taumelt er ins Verderben. Als er den Vater getödet hatte, fühlte er nach langem Siechthum sein Herz aufblühen. Nun er die Mutter umfängt, ist ihr bräutlicher Kuß ihm Weihe und Segen. Sind hier Götter? Nicht so greifbar lebendige wie auf dem Weg nach Goree, den Macbeth und Banquo beschritten. Waltet ein unabwendbares Fatum? Kein anderes als das gespenstlich fortwirkende, das Alvinge Sohn treibt, im Haus der Mutter sich der Tochter des Vaters zu paaren.

Ueber allen Häuptern waltet es, über dem Scheitel der Dionysosengel, der Kinder des Menoikeus und aller ihnen Verpflichteten. In ihrem Blute lebt; und das Blut bindet und scheidet die Menschengeschlechter. Da ist Antiope, die den Laios gebart, um Laios nun trauert. Ein Stab stützt den hageren Leib; ist's nicht noch immer der Thyrsos der Rhin Agave? Blutlos scheint ihr starres Alter, ausgedörrt, ganz verglüht, wie eine Leichensackel über geschlossener Gruft. Dennoch lebt sie, trotz dem Tod und schwört, ein Gott nur und ein Geschick werde den Stab ihr einst aus der Knochenhand winden. Einsam ist sie im Haus, einsam, seit drei Söhne, im Wasser, im Feuer, im Nachtwind, ihr starben, auf thebischer Erde; nur wenn sie die Stimme ins Gewölk hinauf schickt, spricht sie noch zu verwandtem Blut. Die Letzte der Bakchen unter Menschenkindern, die sie verachtet, weil sie unfruchtbar sind, untüchtig zur Herrschaft, unberührt von den Schauern uralter Gottheit. Die fremde Frau, des Menoikeus Tochter, hat den Fluch über die Kadmeioniden gebracht; sie, die von innerer Lebensfülle doch gleißt, vermochte nur ein totes Kind ihrem Leib zu entbinden: drum athmet kein König, kein Königsgeanke mehr in Thebens Burg. So wähnt Antiope; und vernimmt nun, daß ihr Sohn selbst Solastens lebenden, kräftigen Knaben, weils die Priester ihm riethen, aus der hellen Königswelt gestoßen habe. Winkt da nicht Hoffnung? Der Schoß, der einmal Frucht trug, kann neue tragen, das Weib, das Laios so oft heiß umsing, einen echten Labdakiden gebären. Die Leichensackel glüht auf. Wie in einem alten Stamm, der im Winter weils schien, unter warmem Lenzhauch der Saft aus der Wurzeltiefe bis ins Geäst steigt, so strömt, da eine Hoffnung die Herzkammer entriegelt hat, das goldene Bakchoeblood in die Adern der Greifin, daß sie schwellen und stroßen. Herab das Trauergewand; und heißt mir die Totenklage verstummen! Wer darf jammern, wenn droben die Vettern dem kadmischen Stamm die Möglichkeit jungen Triebes gewähren? Wer einem Toten nachweinen, wenn das Geschlecht weiterlebt? Die lange gehaßte Königswitwe wird ihr nun zu dem heiligen Gefäß, das den nahen Segen aufnehmen soll. Die dürren Finger heben den Stab (ist's nicht der Thyrsos Agaves?), den der von der Hoffnung gestärkte Leib nicht mehr braucht, und die eben noch müden Züße regen sich, wie eines flinken Knaben, zum feierlichen Reigen. „Ich habe Dich geweiht für Laios' Bette; nun weih' ich Dich für ihn, dem Platz zu machen Laios hat sterben müssen.“ Nur ein Aufglühen wars. Als der Ersehnte genahet und vom ahnenden Sinn des Volkes gekrönt ist, erlischt in der Burg das alte Leben. Ein Gott kam, ein Geschick und wand ihr den Stab aus der Hand. Oedipus hat, der Enkel, draußen den Wanderstocken, dessen Stachel einjt den

Laios ins Hirn traf, den Göttern geopfert: und drinnen entsinkt der Dionysierin der Stab. Kadmos hat wieder Samen; Antiopens Lebensrecht ist verwirkt. Sie hat auf der Erde nichts mehr zu thun. Um das brechende Auge knüpft der Wahn eine neue Binde. Das goldene Blut blüht wieder in Menschengestalt und hell liegt der Weg vor dem alten, den Göttern verwandten Herrscher-geschlecht. In diesem Bewußtsein scheidet die Greisin. Scheidet stolz; denn sie hat einen König geboren und einsam gegen ein Schicksal gekämpft.

Einsam kämpfte auch Dedipus diesen Kampf; auch er dünkt sich, da er vom Felsenest der Sphinx in die Königeburg niedersteigt, Sieger über sein Schicksal: und auch ihm umschleiert nur neuer Irwahn den Blick. Immer hat er geirrt, der Knabe, der Mann. Als er, um nicht den Vater zu töten, die Mutter zu freien, vom Hof des Polybos floh; als er Laios einen Unfruchtbaren nannte, dessen trauriges Weib, mit Staub in den Haaren, Tag und Nacht vor den Göttern gelegen habe; als er nach der grausen That sein Haupt vom Fluch befreit fühlte; als er, vor dem die Sphinx nur weicht, weil sie ihn kennt, in dieser nützlichen Erkennung den alten Fluch wieder erneut empfindet und den Tod herbeiruft; und endlich, die von Brautsieber geschüttelte Mutter im Arm, Himmelsjeligkeit vor sich sieht. Immer hat er gewünscht, gehofft, der Sohn seiner Thaten zu werden, und blieb immer der Sohn bakchischen Blutes. Eine in fremdem Boden erwachsene Pflanze freilich; doch Antiopens echter Enkel. Wenn er im Lande geblieben wäre, hätte er wohl gehaust wie die Ahnen; in anderer Luft färbte sein Wesen sich anders. Der Zweifel an seiner königlichen Abkunft hat einbildnerische Kräfte geweckt, die nicht mehr entschlummern wollen. Dann das furchtbare Erlebnis in Delphoi. Der Dionysier ist zum Träumer geworden, der in selbst geschaffene Phantasiewelten flüchten und heute nicht sein möchte, der er gestern noch war. Vergebens. Das Blut bestimmt auch den Traum und der Wille ist stärker als die Vorstellung. Die erste That seines aufschäumenden Blutes ist der Vatermord, vordem er floh; der erste Weg führt ihn, der jede Menschengemeinschaft zu meiden gelobt hat, nach Theben, ins Ehebett der Mutter.

Ein anderer Träumer tritt ihm dort entgegen. Einer, den er im Wirbelsturm des Glückes Brudernennen möchte und der in tieferem Sinn, als Beide ahnen, sein Bruder ist. Auch ein in fremdes Erdreich Verpflanzter. Als Knabe ist Kreon mit der Schwester Jokaste nach Theben gekommen und die Dämonenzunft, die durch dieses Haus webt, hat auf seine junge Seele gewirkt. Auch ihm bringt ein Orakelspruch das erste große Erlebnis: ihn senden die Priester zu Laios, um zu künden, Jokastens Sohn müsse sterben, wenn der König sein Leben bewahren wolle. Eine Botschaft, die ihm die Schwester für

immer entfremdet, in seinem Herzen aber früh eine Hoffnung sprießen läßt. Kein Erbe für die Krone des Kadmos? Dann ist sie sein. Schon bereitet er sich. Was braucht man denn für die Königstrolche? Pracht zuerst. Kreon kauft, was zu kaufen ist, hüllt sich in fürstliche Kleider, läßt an seinen Fingern Suvellen funkeln und dingt in Aethiopien den theuersten Hofnarren. Weiter? Eine dem fremden Thronforderer günstige Volksstimmung. Durch Gold und Schmeichelrede ist sie zu schaffen; und Kreons Mund knausert so wenig wie Kreons Hand. Laios stirbt rascher, als der Schwäher erwarten durfte. Sein Morgen dämmt heran. Und nun erst fühlt er, was ihm für das Königsamt fehlt, was ihn hindert, unter Dionysiern und Drachensprossen je heimisch zu werden. Ihr Hirn verwüstet die Hybris, seins der Zweifel. An Allem zweifelt er: an der Kraft redlichen Empfindens, an der Reinheit des Willens zur Hingebung an einen Menschen, eine Sache, an der Möglichkeit uneigennütziger That. Wer so viel gekauft hat, hält Alles für käuflich; auch Magierkunst und Götterorakel. Wer ächzend selbst um die Stimmen des Pöbels geworben hat, fürchtet stets, eine tiefere Kopfneigung und ein höheres Angebot könne sie ihm wieder entwenden. Kreon weiß, daß ihm nur gehört, was seine Zunge oder sein Beutel gekauft hat; glaubt, es so sicher zu wissen, daß er den Einzigen, der sich ihm selbstlos opfert, in der letzten Lebensstunde noch wie einen Heuchler höhnt. Wer sollte für ihn denn sterben? Für ihn, in dem kein Blutstropfen eines Königs ist? An Keinem zweifelt er mehr als an sich selbst; und diesen Zweifel ahnt er in jedem Andern. Als er die Sphinx bestehen ging, fühlte er, daß der vor ihm hergehende Schwertträger nicht an seinen Sieg glaube, sah es an dem zagen Schritt, der ängstlichen Rückenbeugung des Jünglings; und durchbohrte mit seinem Dolch diesen zweifelnden Wirbel. Daß draußen für ihn ein Knabe sein Herzblut fließen ließ, ahnte er nicht; und hätte ers gewußt, so wäre die Sepsis schnell mit dem schänden Verdacht herbeigesprungen, der junge Sklave schminke sich mit einer That für die Herrngunst. Laios ist tot. War Kreon nur zum Schicksalsboten gut genug und soll selbst dem Reichniemals Schicksal werden? Schon ruft ihn das Volk, läßt das Gerücht die Dioskuren für ihn in den Dörfern werben. Doch thatlos steht er, zaudert und zweifelt; und knirscht dann in ohnmächtigem Grimm, als Oedipus, der Gaukler aus Bettlerkheim, mit raschem Griff ihm die Volksgunst und den Königstreif stiehlt.

Am Nachthimmel seiner Wünsche schimmert noch eine Hoffnung. Auch diesen bettet die Sphinx wohl ins kalte Geklüft. Sein Auge solls sehen; drum trägt er, als Diener verummmt, selbst dem Fremdling die Fackel. Auch Oedipus tötet auf diesem Weg einen Menschen; nicht aber, wie Kreon einst auf dem

selben Felspfad, um den Reflex seines Zweifels zu morden, sondern, weil er einem vom Weib Geborenen aus unerträglicher Qual in den Tod helfen will. Und nun hat Kreon tückisch die Fackel gelöscht und die Beiden sind im Dunkel allein und über ihnen haust nur das Räthsel der Natur. Zwei Träumer. Doch der Traum des Dionysiers war tiefer, ist stärker. Dedipus sieht sich im Traum als König, als den größten aller Menschen und des Glückes auserwählten Sohn. Kreon hat sich altgeträumt, weil, einen kraftlosen Diener fremder Gewalt. Dem Dionysier leucht die von innen ausstrahlende Phantasie den Schein heldischen Vermögens, dessen erstes Leuchten ihm das Herz der Thebaner gewinnt. Kreon ist durch die Ueberfülle der Phantasie gelähmt; er ist feig, weil die Einbildungskraft ihm alle Möglichkeiten und Hindernisse vor innere Auge zwingt. Den vom ersten und letzten Worte der Sphinx Versteineten, der sich selbst wehrlos in seine Hand giebt, kann er nicht töten: „Mein Traum ist's, der ihn stärker macht; mein Traum setzt mir den Fuß auf meinen Nacken.“ Und der Traum wird Wirklichkeit. Als Diener des neuen Mannes beugt der Sohn des Königs Menoikeus den Fuß und über Kreons Mantel schreiten Dedipus und Jokaste in die heißen Wonnen der Brautnacht. Doch wieder hat Bahu das Auge verschleiern. Der, dem das Räthselwesen Platz und Amt räumte und den jetzt der Rubinreiff schmückt, wird nicht als König enden. Der ihm knieend huldigt, wird ihn beerben, ihm, dem Ueberlebenden, Schicksal werden. Weil die im Blut wohnenden Götter es wollen; weil Dedipus glaubte, durch Thaten sich von seinem Geschick loskaufen zu können, und Kreon in seiner bängsten Stunde erkannte, daß für Thaten nichts feil ist und als Kaufpreis hoher Dinge nur die ganze Seele genügt. Der von Heldenkraft und vom Glück umleuchtet scheint, umfängt im Bette des Vaters die Mutter. Der schwach und jämmerlich war, so lange seine Phantasie sich sternwärts bäumte und vor dem steilen Gewölb dann doch wieder zurückschrak, bückt sich nun in Demuth und sucht im Dunkel die Krone der Seele wiederzuerwerben. Kreon ist aus dem Lebenstraum gerüttelt, den Dedipus, nun lächelnd, weiterträumt.

Träumen nicht Alle, die in diesem Nachtgedicht leben? Die Königinnen, Teiresias, der Magier, Kreons Knabe? Träumte Laios nicht, als er seinen alten Diener von einem Jüngling erschlagen sah, sein eigenes Schicksal, und raste nur, weil ihm die Ahnung aufstieg, daß er vergebens den Schoß seines Weibes verdorren ließ, vergebens seinen Stamm geköpft und die beste, die einzige Frucht in die Steinwüste geworfen hat? Und träumen die Labdakiden, die Geharnischten und das Volk nicht die Sphinxgefahr, die aus der Gruft furchtbarer, widernatürlicher Gräueltthaten ans Licht kroch und wieder ent-



schwand, als im Frühroth Blutschande in die Burg einzog? Alle träumen; die lieblichsten und die finstersten Träume Sokaste, die stille Frau, die im stummen Haus der Dionysier um ihre Weibheit, ihre Mutterschaft so unfähig gelitten hat; die unter Unreinen rein blieb, bis auch sie Dionysos blendete. Alle hören wir athmen; schwer athmen, röcheln, als liege auf jeder Brust ein Alb und sperre die Luftbahn. Dieses Athems Wehen giebt dem Gedicht seinen Rhythmus. Und hier glaube ich ein Ziel des Dichters zu erkennen. Den tiefsten Born alter Mythologie wollte er ausgraben. Neben einander haufen einander fremde Geschlechter, paaren sich in wilder Brunst und lassen sich wieder. Aus dem Blut und der Lebensangst gebären sich laute Träume. Und von einer zur anderen belasteten Brust webt der Mundhauch leise den Mythos.

... Die Mängel des Werkes merkt selbst der Kurzsichtige. Die Architektur ist nicht einfach, nicht stark genug und endet in wirres Barock. Die Sprache, die wundervoll tönend die Höhepunkte erschreitet, ist von Anklängen, biblischen und modernen, nicht frei, nicht immer so schlank und keusch, wie dieser Dichter sie aus geruhiger Brust holen könnte. „Bildung“ wird vorausgesetzt; wer den Dedipusmythos gar nicht kennt, findet sich wohl schwer zurecht: und das Drama soll jedem hellen Sinn doch zugänglich sein. (Segen diesen Einwand könnte der Dichter sich wehren. Denn da er sein Gedicht an das sophokleische knüpfen, die alte Tragoedie der Bühne retten wollte, konnte er nicht selbstherrlich mit dem Stoff schalten wie früher mit dem des Atridenverhängnisses. Er baute nicht auf eigenem Grund, lehnte sein Haus an ehrwürdiges Gemäuer. Und noch jetzt zweifle ich, ob die Verbindung gelingen, diese Sokaste und dieser Kreon den Rückweg in die alte Welt finden kann.) Der Zwang, die Rothwehr, die Dedipus treibt, den Vater zu töten, wird nicht sichtbar. Daß er schon vorher einen Menschen, der frech, und einen, der roh war, getötet hat, entadelt moderner Empfindsamkeit seine Schicksalsthat, die sein erster Totschlag sein müßte (war aber nöthig, um ihn als blinden Knecht seiner Blutwallerung zu zeigen, den nicht erst der delphische Spruch ins Verderben reißt). Der sein erdachte Magier schädigt die Wirkung des aus großer Vision in einer ergriffenen Seele gezeugten Teiresias. In Kreons Gemach sind die Farben zu bunt gemischt; man denkt an Shakespeares und Ibsens Kronprätendenten, einen Augenblick an Byrons Brut und, wenn der Zwerg hineinhüpft, gar an Beardesley. Da ist zu viel Kultur und zu wenig schlichte Einfalt. Auch den „Mangel an Griechheit“ mag tadeln, wer, nach Winckelmann, Humboldt und Curtius, Duruy und Burckhardt, Nießsche und Wilamowitz, ganz genau weiß, wie die „wirklichen“ Griechen waren. Dieses Mangels hat sich schon Grillparzer geziehen

(und ich rathe Jedem, der die Rhythmenleistung des Herrn von Hofmannsthal schmäh't, unbefangen einmal zu prüfen, was die Kleinbürgerseele des Altösterreicher's aus dem Stoff des Goldenen Bliehes gemacht hat; der Vergleich kann dem jungen Wiener nur nützen); und daß Goethe nicht Modellgriechen schuf, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Ernstlich betrübt mich nur, daß auch diese Frucht nicht völlig reif auf den Markt kam. Darin kann selbst ein Alter vom Mittelwuchs Grillparzer's den Modernen Muster sein. Der hatte sich lange um die Materie bemüht, bei Apollodoros, Strabo und Seneca Erleuchtung gesucht, ehe er seine Medea- Tragödie zu schreiben anfang. Jetzt muß jeder Herbst ein Drama reifen; und schon der Grundriß eines großen Menschheitsgedichtes fordert doch ein Stück Lebensarbeit. Noch Ibsen that es nicht unter zwei Jahren; ruhte nicht, bis er seinem Wollen die knappste und stärkste Form gefunden hatte. Die hätte ich diesem Oedipus gewünscht. Und bin ganz sicher, daß Herr von Hofmannsthal sie, eine Form ohne Sprünge und Beulen, aus edlem Metall nur gefügt, die seinem Stoff passendste, gefunden hätte, wenn die Geduld in ihm mächtiger gewesen wäre als der Drang nach dem Kranz.

Den darf, trotz der Hast des Griffes, Keiner ihm weigern. Sein Gedicht ist junger Herrlichkeit voll. Horcht nur still auf den Rhythmus seines Ganges und betrachtet die Atmosphäre, die um die Menschen ist! Aus Provinzen der selben Welt kommen sie; und man fühlt hier die Verwandtschaft, dort die Unterschiede der Geschlechter und Generationen. In der Gruppe der Alten sondern die Individuen sich, doch der Grundton des Wesens ist gleich; Antiope und der greise Diener des Polybos stammen aus einer Zeit, einer Glaubenszone. Zu uralten Göttern haben diese Alten gebetet und ihr Leben lang nie gesagt, den Sinn himmlischer Weisung nie mit stumm lästernder Vernunft zu deuten versucht noch gar geglaubt, nach freier Wahl das Gewand ihrer Seele von heute auf morgen wechseln zu dürfen. So aber thun die Jungen: Sokaste, Oedipus, Kreon; und ein Knabe, ein Knecht bildet sich ein, mit seinem Blute das Erntefeld seines Herrn düngen zu können. Was zwischen den Menschen ist, aus dünnen Fäden über die von Worten bewegte Luft hinweg von einer zur anderen Seele Brücken webt, kommt hier, nur dem Blöden unsichtbar, ans Licht. Nur ein Tauber kann zweifeln, ob diese Menschengruppen zusammengehören; zu laut redet die Stimme des Blutes, das Erbe der Ahnen. Und welcher Reichtum im Innersten des Gedichtes! In Delphoi die erste, noch dunkle Ahnung mannweiblicher Widernatur, die im Sphinxleib dann deutlicher droht. Teiresias, der Weib und Mann ward, dem delphischen und dem thebanischen Räthsel also verwandt ist, erhört aus dem Sammergehrschrei eines Volkes den Ruf

großen Mutterleides. Die kinderlos fröstelnden Königinnen und, nach geendetem Zwist, ihr Zwiegefang auf das gesegnete Weh der Mutterschaft. Dedipus und Kreon. Zwei Ohnmächtige, von denen nur Einem die Ohnmacht bewußt wird. Zwei Träumer; vielleicht zwei Dichter. Beide wollen sich ja ihr Lebensglück dichten und Beiden spült die Blutwelle den Preis weg, nach dem sie haschten. Zwei Redner. Der Vorwurf, sie sprächen zu viel, ist ungerecht; ihre Zunge läuft hinter dem Schatten der That drein und auch von ihnen gilt, was in Hofmannsthals allzu früh hingemordetem Drama „Das gerettete Venedig“ Pierre zu Saffier über die Wortbuhlerei sagt. Zwei Unfruchtbare. Kreon kann nur Leben zerstören, Dedipus nur Unheil zeugen. Und hier einen sich alle Stimmen zum mächtigen Chor. Weh den Unfruchtbaren! Männer- und Frauenstimmen. Der Greis selbst, dem Wahrheit eingeboren, singt mit. Den Leib, der bald Frucht tragen wird, kann kein Priester segnen; von ihm strömt der Segen auch auf den Heiligsten über. Ehe der Schoß der Mutter versiecht, mag der Sohn ihn befruchten. Durch Gräucl und Blutschande schreitet die Menschheit vorwärts. Ohne so graufige Blutmischung stürbe sie aus; und was sind Götter über leerem Land? Auch der jüdische Mythos läßt uns Blutschande vermuthen; außer Kains Mutter und Schwester lebte kein Menschenweib.

Den Schluß des Dramas hatte ich dionysischer gehofft. Eine lachende Sphinx, die ganze Meute des lydischen Rebweisers durch das Blut des frevlen Baared geheßt und rings in den Lüften der jauchzende Hohn der Valken. Allzu feierlicher Ehrfurcht voll und mit zu vielen Sentiments behängt, steigen Dedipus und Sokaste, als lämen sie vom bayreuther Festhügel, in die Kadmeia hinab. Doch wie das Gedicht ward, dürfen wir seiner uns freuen. Nach der Elektra fragte ich, ob Herr von Hofmannsthal nur stark schien, weil er heftig sein durfte. Er hat nun bewiesen, daß er auch in Ruhe Kraft und Größe nachbilden und deshalb königliche Menschen vor unseren Blick stellen kann. Das Schönste aber ist: er hat die Wünschelruthe, die den Urquell des Mythos entdeckt, und nun rauscht ihm aus allen Klüften entgegen. . . Ich wüßte nicht, was ich heute loben sollte, wenn ich vor dieser Dichtung lau geblieben wäre.

Von der Aufführung, der im Ensemble besten, die ein so viel heißendes Werk in Berlin seit langen Jahren erlebt hat, kann ich heute nicht ausführlich erzählen. Nur sagen, daß sie ihr Licht von Frau Sorma empfängt, deren reifste und edelste Gabe diese Sokaste ist, und daß Herr Reinhardt, ders in Einzelnem diesmal versah, im Haupttreffen wieder dem Dichter der in seinem Bretterreich ebenbürtige Bundesgenosse wurde. Er fühlte, daß der Mythos sich dem Geist der Musik, der seine Kindheit wiegte, vermählen muß, und ließ

den Rothschrei und den Jubel des Volkes (das sein die Vorgänge deutender, das Handeln erläuternder Griechenchor ist) deshalb ins Musikische überschwingen. Das gelang vollkommen. Und in den Ruhepausen zwischen dem Sturmnachtchor der toten Könige, den Frauenklageliedern um Laios, dem dunklen und hellen Sang der Thebanerseele wirkt sich nun der Kadmeionide sein Schicksal.

Nach der Tragoedie das Satyrspiel. „Der Ruf des Lebens, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler.“ Von dem feinen Künstler also, der uns den „Schleier der Beatrice“ und „Lebendige Stunden“ gab. Der rechte Ton ist nicht leicht zu finden. Im ersten Akt vergiftet ein geiles Frauenzimmer den kranken Vater, um in der Nacht neben einem Lieutenant zu liegen. Im zweiten Akt knallt, im Kasernenzimmer dieses Lieutenants, ein Oberst, der vorher den Mann von Eisen gemimt hat, seine Frau nieder, weil sie, immer mit dem selben glücklichen Lieutenant, die Ehe gebrochen hat. Da die hysterische Mörderin die Geschichte hinter einem Vorhang belauscht hat, kann sie mit ihrem Buhlen rasch noch ins Bett. Sie kommt von der Leiche des Vaters und findet ihn vor dem noch nicht erkalteten Leib der Geliebten; aber im Bettchen ist warm. Zwischen dem zweiten und dritten Akt erschießt sich zuerst der doppelte, dann ein einfach geliebter Lieutenant und ein Habelkürassierregiment jagt in den Opfertod. Im dritten Akt stirbt, an der Schwindsucht, wie sich gehört, eine Prostituirte, die sich für Dpheliens Base ausgeben möchte, die Mörderin zeigt sich im Trauerkleid und im Martyrglanz und scheint nach dereinen Nacht (der Lieutenant war auch gar zu strapazirt) keinen Hungernach Männerfleisch mehr zu spüren; und ein philosophischer Doktor versichert, daß eine Frau auch leben kann, ohne zu morden und Hure zu werden. Einem Forstadjunkten ist während all des Werdes das Herz im strammen Heldenleib gebrochen.

Der rechte Ton ist nicht leicht zu finden. Soll ich einfach sagen, daß ich selten Erbärmlicheres, Widrigeres und zugleich Langweiligeres auf einer Bühne sah? Wozu? Herr Schnitzler hat sich offenbar ja einen Spas gemacht. Aus schimmelnden Nesten und ranzigen Zeuilletonphrasen ein Ragout angerichtet: zu sehen, ob die sich gar so modern, sachverständig, verwöhnt Dünkelnden auch diesen eklen Fraß herunterzuschlingen, wenn auf der Speisekarte eine berühmte Firma steht. Der Direktor des Lessingtheaters war natürlich mit im Karnevalsgeheimniß; und Beide sind nun froh, daß ihre Kundschaft die Probe bestanden und vernehmlich gerülpscht hat. Nur Herr Rittner war für die Schnurre nicht zu haben. Er zeigte, als Forstadjunkt, daß der Einfall, öffentlich seinen Beruf zu prostituiren, ihn zur Scham, nicht zur Fröhlichkeit stimme. W. H.

**Hôtel Nürnberger Hof** Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

**Wein - Restaurant**Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers  
von M. 3.— an, sowie à la carte**Beste Küche bei mässigen Preisen.****Bier - Restaurant**Ausschank der Freih. v. Tucher'schen  
Brauerei A.-O. Nürnberg, Hell u. dunkel**Fritz Otto.**Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen  
Beteiligung zu zeitgemässen Zinssusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber  
völlig kostenfrei.**An- und Verkauf von Grundstücken**

9-4 Uhr.

Dr. med. A. Smith'sche

**Ambulatorien für Herz- und Nervenranke**

Berlin W. 66

Potsdamerstr. 52.

Köln 21

Deutsch. Ring 15.

Bad Nauheim

Brieflade: Postf. 27.

Ambul. Nauheim geöffnet April — Okt im Hause von Dr. Holmann's Kuranstalt.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausdrücklich im Prospekt (frei).

**Berliner Bock-Brauerei**

Akt.-Gesellschaft. Tempelhoferberg u. Chausseestr. 58.

**68. Ur-Bockbier-Saison 1906**

Einzig! Täglich grosser Bock-Jubel! Original!

Original-Bockbier in Flaschen und Gebinden

20 Flaschen für 3 Mark an Private.

Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt.

Nur echt in Korkflaschen mit 2 eingblasenen Böcken

Telephon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603, 2623.



**Kupferberg  
Gold**

Das  
Beste  
Vom  
Besten

**Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27.

Dejeuners \* Diners \* Soupers

Tägliche Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Stärkender u. Appetit  
erregender Wein.**BYRRH**Jahresumsatz  
6 1/2 Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. (82 Med.)

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)

Das Nietzschebuch der Saison!!

**Apollo oder Dionysos?**

Kritische Studie über

**Friedrich Nietzsche**

Von Ernest Seillière.

Autors. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8°  
M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hft. M. 9.—. Aus  
führliches Verlagsverzeichnis gr. franko.**H. Barsdorf, Berlin W30. r.**

Habsburgerstr. 10.

**Juvenal, Roms Weiber**

Deutsch v. Dr. Maximilian Kohn.

In Russland verboten.

2. bis 3. Tausend. **50 Pfg.**

Verlag von Julius Neibel, Hamburg, Steinbörsen 3.

**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten,Romanen etc. bitten  
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-  
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-  
kation ihrer Werke in Buchform, mit  
uns in Verbindung zu setzen.  
15, Kaiser-Pl. BERLIN-WILMERSDORF.  
Verlagsbureau Curt Witzand.**Geschäftliche Mitteilungen.**

**Die Kur aller Kuren!** Kurzes Lehrstück der neuesten Diätkur. Eine An-  
leitung für Ärzte und Patienten. Als Krone aller Kuren gilt  
die erst seit Jahresfrist im wissenschaftlichen Kreisen bekannt gewordene Diätkur des  
amerikanischen Arztes Dr. Fletcher, M. D., mit der geradezu erstaunliche, aus  
Wunderbare grenzende Erfolge selbst bei veralteten, chronischen Zuständen erzielt worden  
sind. Schon nach wenig Wochen kehren Lebensfreudigkeit und Arbeitskraft zurück, die  
Verdauungsorgane (Magen und Darm) funktionieren, falls nicht organische Veränderungen  
vorliegen, wieder normal, der Schlaf wird regelmäßig und erquickend, krankmachende Fet-  
tensammlung schwindet, der ehemals Kranke fühlt sich wie neu geboren. Die Kur — wenn  
man diätetisches Verhalten überhaupt so nennen darf — kann von arm und reich ohne  
eigentliche Berufsstörung durchgeführt werden, und kostet nichts als eine genaue Be-  
achtung der gegebenen Vorschriften. Kein Medikament wird angewendet, kein Rezept ver-  
schrieben; es handelt sich um eine rein hygienische Kur, deren großartige Wirkung durch  
ihre wunderbare Einfachheit und Eigenart erklärlich wird. Das „Kurzle Lehrstück“ gibt die  
genaueste Anleitung zur Durchführung für jedermann. Die „Neueste Diätkur“ ist zugleich  
das Großartigste, was bis auf den heutigen Tag existiert.

Verlag A. Winther &amp; Co., Lörrach in Baden.

**Diabetes!**Bauer'sches Spezial-Institut für Diabe-  
tiker, Koetzschenbroda Sachsen. Neues  
kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes  
praktisch bewährtes Heilverfahren.

1. Dr. med. Gothe, Revinges. Nachdem ich durch eine Kur an mir selbst bei akuter Gicht die vorzügliche Wirkung des Bonifaciusbrunnens auf die Verdauungsorgane erprobt habe, habe ich weitere Besuche bei meinen Patienten bei akuter und subakuter Dyspepsie gemacht und bin oft über den großen und schnellen Erfolg erstaunt gewesen.

Trankflasche frei durch die Badedirektion Salzhilf.

**Für jede Familie!** Wer sich einen vorzüglichen Cognac, Rum, Chartreuse, à la Bénédicte, Curaçao, Bergamotte, etc. selbst bereiten will, der kann das auf allereinfachste und billigste Weise und in einer Qualität, die den besten Marken gleichkommt, mit Jul. Schrader's Liko-Patronen. Eine derartige Patrone reicht zu 2½ Liter des betreffenden Likörs und kostet je nach Sorte 60—90 Pfg. Broschüre über ca. 90 Sorten mit Gebrauchsvorschrift gratis und franko durch

**Jul. Schrader, Feuerbach-Stuttgart 18.**

**Dr. Stadelmann's** Klinik für Nervenkrankte, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

**Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder**  
sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.



## Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilstätte 1. Ranges mit allem Komfort nach Dr. Lehmann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil. zur Behandlung von Frauenkrankheiten. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Dir. Otto Wagner.

Zu Winter- und Frühjahrskuren ganz besonders geeignet.

Ausführ. illustr. Prospekte gratis.

### Weg mit dem plumpen Korkstiefel!



**Wichtig für alle Hüft-, Bein- und Fussleidende!**

Ihre Verkürzung unsichtbar! Verlangen Sie gratis illustrierte Broschüre F. 30 unter Beschreibung Ihres Leidens.

Frankfurt a. M. **Acker & Gerlach** Wien I  
Weser-Strasse 31. Continental Extension Mfg. Kärntner-Strasse 28.

### Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei von der **Verlagsbuchhandlung G. D. Baedeker** in Essen über das jüngst erschienene Werk:

## Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund.

Ein Führer durch die rheinisch-westfälischen Berg- und Hüttenwerke und Seelen in wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung von **G. D. Baedeker**. Mit einem Bildnis von Emil Kirdorf in Helliggavüre und einer farbigen Karte der in Betrieb befindlichen Zechen des Ruhrkohlenbeckens. VI Jahrgang (1901—1904) XII und 768 Seiten in Oktav. Preis gebunden in Ganzleinen **12 Mark**. Wir machen auf dieses bedeutsame Werk, welches als heiter Ratgeber und Auskunftsteiler für Industrielle, Kapitalisten und Berg- und Hüttenleute über die Niederheinisch-Westfälische Kohlen- und Eisenindustrie gilt, besonders aufmerksam.

**Was ein Anastigmat leistet.** Viele sind sich über die optische Leistung des Anastigmates nicht im Klaren. Sollen einwandfreie Bilder erzielt werden, muß das Aufnahmeobjektiv zwei Eigenschaften besitzen: Lichtstärke und Randschärfe. Diese beiden vornehmsten Tugenden vereinigt in sich der Anastigmat. Die anderen Objektive besitzen stets nur eine der Eigenschaften, ist Lichtstärke vorhanden, fehlt Randschärfe und umgekehrt. Doch nicht alle Anastigmate sind gleichwertig, ebenso verschiedenartig wie die Konstruktion ist die Leistungsfähigkeit. Der erste Anastigmat ist bekanntlich der Doppel-Anastigmat von Goerz-Berlin gewesen und diese Objektive haben Weltraum erlangt, unter den späteren Konstruktionen haben sich auf Grund ihrer Leistungen die Aristostigmate von Meyer-Gürtitz einen ehrenvollen Platz gesichert. Beide Objektivtypen werden in die bekannten Union-Cameras der Firma Stöckig & Co., Dresden, Bodenbach, Zürich, ausschließlich montiert und dadurch haben sich diese Apparate schon seit Jahren eine führende Stellung auf dem Camera-Markte erobert. Wer sich für Photokunst interessiert, schenke dem Prospekt Beachtung, der unserem heutigen Blatte beiliegt.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.  
 Freitag, den 2. und Sonntag, den 4./3.  
**Oedipus und die Sphinx.**  
 Sonnabend, den 3. und Montag, den 5./3.  
**Der Kaufmann von Venedig.**

### Berliner Theater.

==== Gastspiel des ====  
**Moskauer künstler. Theaters**  
 Freitag, den 2./3. 7½ Uhr. **Onkel Wanja.**  
 Sonnab., d. 3./3. 7½, U. **Nachtasyl.**  
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr. Martin Zieckel, Friedrichstr. 236.  
 Freitag, den 2., Sonnabend, den 3., Sonntag,  
 den 4., und Montag, den 5./3. Abds. 8 Uhr.

### Der Weg zur Hölle.

Sonntag Nachm. 3 Uhr.

### Jahrmarkt in Pulsnitz.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstule.

### Trianon-Theater.

Heute und folgende Tage, Anfang 8 Uhr.

### Loulou.

### Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.  
 Freitag, den 2., Sonntag, den 3. u. Montag, 5./3.  
**Ein Sommernachtstraum.**  
 Sonnabend, den 4./3. **Erdegeist.**

### Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.  
**Bis früh um fünf** in Thierschar  
 i. d. Hptrolle.  
 Sonntag, den 4./3. Suka. 7½, U. Charleys Tante.

### Theater des Westens.

Freitag, den 2. u. Montag, den 5./3. 7½, U.  
**Die Afrikanerin.** (Nik. Rothmühl  
 als Gast)  
 Sonnabend, d. 3. u. Sonntag, d. 4./3. 7½, U.

### Schützenlied.

(Fritz Werner als Gast.)  
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

### Kleines Theater.

Freitag, den 2., Sonnabend, den 3., Sonntag,  
 den 4. und Montag, den 5./3. 8 Uhr.

### Kinder der Sonne.

Sonntag, den 4./3. Nachm. 3 Uhr.  
 Vorstellung d. Dramatisch. Vereins.  
 Weitere Tage siehe Anschlagstule.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. 1855

für  
**Speise-, Herren- und Schlafzimmer**

**E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62**

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Für

## Blutarme, Nervöse

**Dr. Klopfer-Glidina** (Weizen-Lecithin-EIWEISS).  
 Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.  
 In Apotheken, Drog. Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Valmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.




**Berliner-Theater-Anzeigen**
**KOMISCHE OPER**

Freitag, den 2. März und Sonntag, den 4. März, Abends 8 Uhr.

**Hoffmanns Erzählungen.**

Sonnabend, den 3. März, Abends 8 Uhr.

**Don Pasquale.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

**Cabaret****Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

**Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.**

Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr:

**Auf, in's Metropol!**

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 9 Bildern von Julius Freund  
Musik von Victor Hollaender.

Bender. Giampietro.  
Josephl. Frid Frid.  
Massary. Steidl, Lilly Walter.

**Gebr. Herrnfeld-Theater**

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

**Familienstag****im Hause Prellstein**

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrnfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr.

Vorverkauf 11—2 Uhr.

**Passage-Theater.**

**Pepi Weiss.** Carl Bernhard  
Humorist.

und 14 erstklassige Nummern. Anfang 8 Uhr.

**Luisen-Theater.**

Freitag, den 2./3. u. **Graf Essex.**  
Sonntag, den 4./3.

Sonnab., d. 3./3. **Ein Sommernachtstraum.**

Montg., d. 5./3. **Die Waise v. Lowood.** Art. 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Atelier-Ausstellung****Friedrich Ernst Wolfrom**

Königin Augustastr. 41

\*

Täglich 11—3.

Verlag Oscar Damm, Dresden, A.

**Der Reichstag in Nöten**

(Diäten?) Pr. 70 Pfg. In allen Buchhandlung.

**Schockethal** bei Cassel.

Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp. Tel. 151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

**Altangesehene Verlagsbuchhandlung,**

Richtung: Philosophie, Naturwissenschaft, Medicin etc.,  
nimmt stets wertvolle Manuskripte für Buchwerke  
in Verlag und liefert vorzügliche Ausstattung sowie  
energischen Vertrieb zu. Offerten unter 1501 an  
die Geschäftsstelle der Zukunft, Berlin SW. 48, erbeten.

# A. JANDORF & Co.

Spittelmarkt.

Belle Alliance-Strasse.

Grosse Frankfurter-Strasse.

Brunnen-Strasse.

## Herren-Artikel

empfehlen wir in grosser Auswahl zu billigen Preisen

<b>Oberhemden</b>	weisser Piqué-Einsatz	M.	4,50	6,50
„	Falten	„	4,50	
„	Leinen	„	5,50	
„	glatter bwl	„	3,75	
„	„ lein	„	3,90	4,75

Kragen und Manschetten in allen modernen Formen.

<b>Cylinder Hüte</b>	M.	7,25	9,75	13,75
„	„	15,00	16,50	18,75
<b>Chapeau claue</b>	„	8,50	9,50	12,75

## Herren Filz-Hüte neueste Façons.

<b>Schnür Stiefel</b>	Chevreaux	M.	9,00	13,75		
„	„	„	15,00	18,00		
<b>Zug</b>	„	„	12,75	18,00		
<b>Schnür</b>	„ Box-calf	M.	8,75	9,75	12,00	
„	„	„	13,50	14,50	18,00	
<b>Zug</b>	„	„	10,50	12,00	16,50	
<b>Glace-Handschuhe</b>	farbig	M.	1,95	2,30	2,90	3,25
„	weiss	„	1,25	1,35	1,85	

Taschentücher, Cravatten, Strümpfe, Unterwäsche,  
 Stöcke, Schirme, Parfümerien.



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer „Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das Neueste: Feder und Stäbe sind eins. Beseitigt Sehstörung durch Iorrekt, Zentrierg, Fehlerhafte Zentrierung, verursacht Schielen. Von verblüffend, Einfachheit Sitzt sehr fest und korrekt, von d. hervorrag. Aerzten empfohlen. **Orthozentrische Kneifer G. m. b. H.**, Potsdamerstr. 132. Man kauft auf Fines u. Hermann, 12 208.

## Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater. Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

## Automobil-Verleih-Geschäft

Modernste grosse Luxusautomobile

4—7 sitzig für Reise Jagd und Geschäft pro Stunde 7—10 Mark.

Amt IV. 5791. **Karl Melchior, Berlin SO., Köpenickerstr. 98.**

## Detectiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenestr. 20 besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts. \*Frankfurt a. M. 1881, gr. Erlänge. \*Frankfurt a. M. 1881.

## Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre „Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete der Heilung sämtlicher Gemüts- und

## Nerven-

leiden\*, wie Nervosität, Schwermut, Schlaflosigkeit, Angstgefühl, Schwindelanfälle, nervöse Kopfschmerzen, Gehirnschwäche, Epilepsie. Gegen Einsendg. von 20 Pf. in Briefm. franko zu beziehen durch Apotheker Hässgen in Büdingen a. Rh. 60. (Baden).

## Meine neuesten Antiquariats-Kataloge

- No. 23. Geschichte und Geographie. Militaria;
  - No. 26. Altclassische Philologie;
  - No. 27. Neuere Philologie;
  - No. 30. Philosophie. Theologie. Orientalia;
  - No. 31. Deutsche und fremde schöne Literatur. Klassiker.
  - No. 33. Volkswirtschaft. Staatswissenschaften. Jurisprudenz
- stehen auf Wunsch unentgeltlich u. postfrei zu Diensten.

**C. Troemer's Univ.-Buchh.** (Ernst Harms), Freiburg i. Br., Bertoldstr. 21

## R.M. Lange.

Melden Sie sich vertrauensvoll bei **C. Düsseldorf.** Evtl. indirekt.

## KAPITALIST

wird z. Durchführung eines absolut neuartigen, internationalen Zeitschrift-Unternehmens (**Kunst**richtung) von einer älteren Berliner Verlagsbuchhandlung gesucht. — Interessenten wollen Anfragen unt. „Kunst“ Berlin 1504. an die Expedition der Zukunft, Berlin SW. 48 richten.

## Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimbach a. Bober Post Reinswalde, Kr. Sagan im Schlesien (früher Rittergut Nienendorf a. Sch.) Ge- gründet 1885. Prospekt frei.

Sanitätsrat **Dr. Lerche**, Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

## Camphausen-Tönchen-Siphon



Füllung Mk. 3.— franco Haus. **F. & M. Camphausen, Berlin S. W.** Breslau, Hannover, Stettin.

Genannte Biere auch in 1/2 Literflaschen.

# Ein überwundenes Vorurteil!

Die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reklame gerade für die vornehmsten Fabrikate ist nunmehr auch in Deutschland allgemein anerkannt entsprechend dem Erfahrungssatze, dass es nicht genügt, eine vortreffliche Ware herzustellen, dass man vielmehr dem Publikum auch kundgeben muss, wo sie erhältlich.

Mitunter begegnet man dem Einwande, dass durch die Propagandaspesen die Qualität der Ware beeinflusst werde, eine Ansicht, deren Irrigkeit folgendes Rechen-Exempel, angewandt auf Deutschlands führende Sektmarke, beweisen möge:

Bei der Produktion der Sektkellerei Henkell & Co., Mainz, pro 1905 von  $3\frac{1}{3}$  Millionen Flaschen (genau 3 321 485 Flaschen) und einem sehr ausgiebig angenommenen Reklame-Budget von hunderttausend Mark per Jahr ergäben sich auf die einzelne Flasche „Henkell Trocken“ die minimalen Reklame-Unkosten von 3 Pfennig.

**Auch dem Nichtfachmanne dürfte es einleuchten, dass ein solcher, ja selbst höherer Betrag die Qualität nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern dass vielmehr die mit dieser gewaltigen Produktion verbundenen Einkaufs- und Herstellungs-Facilitäten weit grössere Ersparnisse mit sich bringen.**